

Besprechungen

Marek Gedl: Die Pfeilspitzen in Polen. (Prähistorische Bronzefunde Abt. 5, Bd. 6.) Steiner. Stuttgart 2014. IX, 155 S., 34 Taf. ISBN 978-3-515-10781-5. (€ 72,-)

Die Publikationsreihe *Prähistorische Bronzefunde* (PBF), die sich zum Ziel gesetzt hat, Metallobjekte aus kupfer- bis spätbronzezeitlichem Kontext europaweit zu katalogisieren und zu publizieren, ist trotz ihres sehr konservativen Ansatzes nicht aus dem Reigen grundlegender monografischer Materialvorlagen wegzudenken. Seit vielen Jahrzehnten bilden die in Objektgruppen wie etwa Dolche, Beile und Gefäße untergliederten Monografien das zuverlässig recherchierte und qualitativ voll publizierte Rückgrat für weiterführende naturwissenschaftliche, sozial- oder kulturhistorische Studien.

Marek Gedl, der erst kürzlich verstorbene Autor des vorliegenden sowie zehn (!)¹ weiterer PBF-Bände zum bronze- und früheisenzeitlichen Materialbestand Polens, hat sich für sein letztes großes Projekt einer Fundgruppe angenommen, die selbst objektophilen Zunftkollegen nur bedingt einen wohligen Schauer über den Rücken jagen dürfte: Pfeilspitzen gelten als eine in Siedlungen und v. a. Gräbern extrem häufig auftretende, aber für chronologische Studien denkbar ungeeignete Fundgruppe. Zu spezifisch ist ihr Verwendungszweck, zu materialgebunden und rationell gedacht ihre Anfertigung, als dass sie für zeitliche und kulturelle Diskussionen einen namhaften Zeigerwert besäßen. Eine Ausnahme bilden im Falle Polens allenfalls die als „skythisch“ bezeichneten drei- bzw. vierkantigen sowie dreiflügeligen Pfeilspitzen als zusätzliche Zeugen der archäologisch gut belegten Adaption reiternomadischer Traditionen im östlichen Mitteleuropa des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Da jedoch aus Knochen, Geweih und Flintgestein gefertigte Spitzen, auf deren Problematik noch gesondert einzugehen sein wird, entweder häufig im Verbund mit ihren metallenen Pendants auftreten oder als alleinige Vertreter dieser Fundgattung in bronze- und früheisenzeitlichen Kontexten zu Tage treten, wurden diese vom Vf. ungeachtet der eigentlichen Thematik dieser Publikationsreihe mit aufgenommen und typisiert.

Die Struktur dieses Buches entspricht den traditionellen Vorgaben der PBF. Nach der obligatorischen Einleitung mit einer extensiven Dankesliste folgen denkbar knapp gehaltene Ausführungen zur Herstellungstechnik, Morphologie, Terminologie und Typologie. Ebenfalls kurz gefasste Gedanken zu Funktion und Gebrauchsspuren sind in der Kapitelabfolge unverständlicherweise durch Abrisse zur Quellenlage, Forschungsgeschichte sowie Chronologie und kulturellen Stellung der Pfeilspitzen getrennt. Hier wäre eine redaktionelle Überarbeitung, welche sämtliche technische Aspekte dieser Fundgattung in einem Haupt- und entsprechenden Unterkapiteln zusammenfasst, ratsam gewesen.

Das Hauptaugenmerk liegt bei diesem Werk – wie bei allen Einzelbänden der PBF – freilich in der möglichst vollständigen Katalogisierung und formensprachlichen Musterung aller bekannten Objekte einer bestimmten Kategorie – in unserem Falle eben der Pfeilspitzen aus bronze- und früheisenzeitlichen Siedlungs- und Grabinventaren in Polen. G. beginnt mit bronzenen, indigenen Pfeilspitzen, die von ihm hinsichtlich ihrer Blatt- und

¹ MAREK GEDL: Die Rasiermesser in Polen, München 1981 (PBF, VIII,4); DERS.: Die Nadeln in Polen I (frühe und ältere Bronzezeit), München 1983 (PBF, XIII,7); DERS.: Die Messer in Polen, München 1984 (PBF, VII,4); DERS.: Die Toilettegeräte in Polen, München 1988 (PBF, XV,1); DERS.: Die Vorlausitzer Kultur, München 1992 (PBF, XXI,2); DERS.: Die Sichel in Polen, München 1995 (PBF, XVIII,4); DERS.: Die Halsringe und Halskragen in Polen, Stuttgart 2002 (PBF, XI,6); DERS.: Die Fibeln in Polen, Stuttgart 2004 (PBF, XIV,10); DERS.: Die Beile in Polen, Stuttgart 2004 (PBF, IX,24); DERS.: Die Lanzenspitzen in Polen, Stuttgart 2009 (PBF, V,3).

Schaftform typologisch untergliedert werden. Die dem Archäologen nur allzu gut bekannte Problematik einer überzeugenden Balance zwischen dem (formen)sprachlich Möglichen und feintypologisch Sinnvollem wird hier sofort ersichtlich: Die von G. ins Feld geführte „Gruppe“ der „Pfeilspitzen mit schaufelförmigem Blatt und Schafttülle“ besteht lediglich aus zwei Exemplaren. Die Anmerkung des Autors, dass ein weiteres vergleichbares Stück aus Mähren womöglich zu stark korrodiert sei, um eine sichere typologische Einordnung vorzunehmen (S. 45), trifft allerdings nach Meinung des Rezensenten auch für die beiden auf Taf. 4 (Nr. 272, 273) dargestellten Stücke zu. Im Katalogtext zu Nr. 272 wird bereits auf die „starke Korrosion“ (S. 45) einer Spitze hingewiesen. Ein Studium der dazugehörigen Abbildungen auf Taf. 4 lässt allerdings daran zweifeln, ob eine derart spezifische Klassifizierung der offensichtlich starken Beschädigung beider Objekte Rechnung trägt.

Ausführlicher äußert sich der Autor zu den bereits erwähnten Pfeilspitzen „skythischer“ Provenienz, denen ein eigener Exkurs zu Forschungsgeschichte und kulturgeschichtlichem Kontext gewidmet ist. Hier wird korrekterweise darauf hingewiesen, dass die Präsenz derartiger Fernwaffen nicht zwingend mit der Anwesenheit von Reiternomaden gleichgesetzt werden muss. Vielmehr muss auch mit einer Adaption steppenkultureller Traditionen bei lokalen Siedlungsverbänden gerechnet werden, die in der Eisenzeit aus praktischen wie auch Prestige Gründen die überlegene Waffentechnik der Skythen und ihrer Nachbarvölker übernahmen (S. 70 f.).

Eine besondere Fundkategorie im Rahmen der metallenen Pfeil- und Bogenbewehrung wurde vom Autor dankenswerterweise mit berücksichtigt: zehn Gussformen für Pfeilspitzen aus Ton und Stein, die für metallurgische wie technologiegeschichtliche Arbeiten eine unabdingbare Quellengattung darstellen (S. 78 ff. resp. Taf. 8-9).

Der Behandlung eiserner Pfeilspitzen aus früheisenzeitlichen Kontexten folgen die mit Abstand problematischsten Kapitel dieses Werkes: die Aufnahme von Spitzen aus Geweih, Knochen und Flintgestein, wobei letztere Fundgruppe mit weniger Vorbehalt betrachtet werden kann. Lassen sich die „Geweihpfeilspitzen mit dreieckigem Blatt, Flügelwiderhaken und geradem Schaftdorn“ (S. 85-88) funktional noch größtenteils als Pfeilspitzen ansprechen, so sind bei den Untergruppen „Geweihpfeilspitzen mit konischer Spitze und kurzem Schaftdorn“ (S. 105 ff.) und v. a. den „nadelförmigen Geweih- und Knochenpfeilspitzen“, denjenigen mit „gespaltener Basis“ (S. 107 f.) sowie den „Halbfabrikate[n] und Fragmente[n]“ (S. 108-111) berechtigte Zweifel angebracht, ob ein Gutteil dieser Stücke überhaupt für eine Verwendung als Pfeilspitzen oder Fernwaffenbestückung allgemein bestimmt war. Bei einer eingehenden Musterung der Abbildungen (v. a. Taf. 17-20, 1140) regt sich vielmehr der Verdacht, dass es sich um einfache Ahlen für die Stofffabrikation bzw. Gerätschaften für die Bearbeitung von Stein und anderen harten Materialien handeln könnte. Der teilweise fehlende oder nur unzureichend dokumentierte Fundzusammenhang dieser Artefakte (vgl. S. 105 ff.) lässt an eine Vielzahl derartiger alternativer Nutzungsmöglichkeiten denken. Insofern haben auch die auf Taf. 30 dargestellten Verbreitungskarten eine nur äußerst eingeschränkte Aussagekraft.

Die von G. zusammengestellten Spitzen aus Flintgestein lassen sich wiederum recht sicher als Pfeilspitzen ansprechen. Die dazugehörigen Abbildungen auf den Taf. 21-25 sind jedoch dermaßen klein geraten, dass sich Details zu Abschlagstechnik und Retuschierung wenn überhaupt nur mit großen Mühen erkennen lassen. Ein etwas großzügiger gewählter Maßstab wäre hier für weiterführende Studien äußerst hilfreich gewesen.

Die bereits eingangs erwähnte Unempfindlichkeit dieser Fundgattung gegenüber typologischen oder technischen Neuerungen erlaubt, wie auch vom Vf. eingangs erwähnt, keine feinchronologische Diskussion des Fundguts, weshalb auch von der Erstellung einer vergleichenden Chronologietabelle abgesehen wurde. Bedauerlich ist jedoch das Fehlen der in anderen PBF-Bänden üblichen grafischen Zusammenstellung geschlossener (Grab-)inventare, die aus „arbeitsökonomischen Gründen“ (S. VI) nicht vorgenommen wurde. Natürlich hätte dies den Umfang dieses Bandes wohl verdoppelt oder gar verdreifacht, jedoch

hätte man eine gut zugängliche Materialbasis, nicht zuletzt für eine kritische Diskussion der „Pfeilspitzen“ aus Knochen und Geweih, zur Hand gehabt.

Hinsichtlich der drucktechnischen Qualität (von den bereits oben kritisierten kleinformatigen Abbildungen einmal abgesehen) steht dieser Band den anderen Publikationen der Reihe PBF in nichts nach. Das Fundgut ist in gewohnter Weise umsichtig recherchiert und katalogisiert, der Redaktion gebührt einmal mehr Dank und Respekt für eine penible Betreuung des Manuskripts. Dem Rezensenten fielen keinerlei sinnentstellende Druckfehler oder auch nur ein fehlendes diakritisches Zeichen auf. Ein Fehler hat sich lediglich bei der bibliografischen Auflistung folgender Monografie G.s eingeschlichen: Das 1995 als PBF XVIII,4 erschienene Werk lautet *Die Sichel in Polen* und nicht *Die Fibel*.

Für Spezialstudien zu bronze- und früheisenzeitlicher Bewaffnung in Mitteleuropa wird dieses Werk natürlich seinen festen Platz als Grundlagenliteratur behaupten können. Weitergehende Untersuchungen zum komplexen Kulturgefüge des heutigen Polen im 2. und 1. vorchristlichen Jahrtausend sind mit dieser Publikation jedoch, was nicht nur der Intention der PBF-Monografien als traditionelle Materialkompendien, sondern auch den oben erwähnten Kritikpunkten geschuldet ist, nur bedingt möglich.

Ankara

Thomas Zimmermann

Regesta Pontificum Romanorum. Polonia Pontificia sive repertorium privilegiorum et litterarum a Romanis Pontificibus ante annum MCLXXXVIII Poloniae ecclesiis, monasteriis, civitatibus singulisque personis concessorum. Provincia Gnesnensis, Archidioecesis Gnesnensis, Dioeceses Posnaniensis, Cracoviensis, Wratislaviensis, Plocensis, Wladislaviensis et Lbvvcensis; Pomerania, Dioecesis Caminensis Exempta. Bearb. von Waldemar Könighaus. Vandenhoeck et Rvprecht. Gottingae 2014. XXII, 227 S., Kt. ISBN 978-3-525-30052-7. (€ 79,99.)

Ein Projekt, mit dem seit einigen Jahrzehnten viele polnische Gelehrte gerungen und an dem sie sich abgearbeitet haben, hat nun Waldemar Könighaus tatsächlich vollendet. Diese Leistung ist umso bemerkenswerter, da derselbe Gelehrte erst vor drei Jahren im Rahmen dieses gesamt europäischen Unternehmens einen Band vorgelegt hat, der Böhmen und Mähren gewidmet ist.¹

Neben der Gnesener Kirchenprovinz (Erzbistum Gnesen, die Bistümer Posen, Krakau, Breslau, Plock, Leslau und Lebus) wird auch das exemte Bistum Cammin in Pommern berücksichtigt. Nach einem kurzen zweisprachigen Vorwort in Deutsch und Polnisch von Klaus Herbers, dem Redakteur der Reihe *Regesta pontificum Romanorum*, und einer Einleitung in lateinischer Sprache (der Sprache des gesamten Bandes) von K. erfolgt eine Auflistung der berücksichtigten Dokumente in chronologischer Reihenfolge unter Zuordnung zu den jeweiligen Päpsten (von Silvester II. bis zu Coelestin III.) sowie den Ausstellern der Dokumente (überwiegend polnische Herrscher). Innerhalb der einzelnen (Erz-) Diözesen werden zuerst Texte berücksichtigt, die die gesamte Diözese betreffen, anschließend (mit Ausnahme von Lebus) die Klöster in diesen Diözesen (Gnesen: Tremessen, Mogilno; Posen: Kirche des Hl. Michael, einstmals des Hl. Johannes zu Jerusalem; Krakau: Tyniec; Breslau: Liebfrauenkirche auf der Sandinsel, Prämonstratenserabtei Vincenz-Elbing; Plock: Czerwińsk; Leslau: Strelno; Cammin: Grobe-Usedom-Pudagla, Kolbatz). Eine Übersicht bietet die Karte auf S. XXV.

Der Schwerpunkt der Publikation liegt auf den ausführlichen, gewissenhaft und mit großer Kenntnis der Problematik ausgeführten bibliografischen Angaben, die im Prinzip

¹ WALDEMAR KÖNIGHAUS (Bearb.): *Regesta Pontificum Romanorum*. Bd. 5/3: *Bohemia-Moravia pontificia vel etiam Germania pontificia. Provincia Maguntinensis. Teil 7: Dioeceses Pragensis et Olomucensis*, Gottingae 2011.

das gesamte polnische Schrifttum berücksichtigen, sich aber natürlich nicht nur darauf beschränken. Der Band erhält, da die meisten berücksichtigten Texte seit langem bekannt sind, vor allem durch diese Bibliografie seine Bedeutung für die ausländischen Nutzer, ist aber sicher auch für die polnische Forschung nicht ohne Gewicht. Neben der Literatur, die Polen insgesamt betrifft (S. 1-7), finden sich auch knappe Informationen über die polnischen Herrscher, über die aktuelle (seit 1992) kirchliche Gliederung und das Schicksal der Archive der alten polnischen Herrscher (S. 7-12). Der Band enthält insgesamt 130 Dokumente, wovon 97 an Empfänger in Polen gerichtet sind und 33 von polnischen Ausstellern stammen. Nicht alle sind authentisch – ein bedeutender Teil (50 von 97 päpstlichen Dokumenten; 32 von 33 an das Papsttum adressierten) ist lediglich aus Verweisen bekannt. Ein Teil dieser Verweise stammt aus Fälschungen, und auch unter den päpstlichen Dokumenten finden sich drei Fälschungen. Im gesamtpolnischen Teil finden sich 64 Regesten von Dokumenten, die an Herrscher gerichtet sind, sowie zehn an Mächtige und weltliche Personen. Auch die Anordnung des Partikularteils ist konsequent: Auf die Bibliografie der Quellen und Literatur sowie einen Abriss zur Geschichte der (Erz-)Bistümer folgen die Regesten der Dokumente analog zu den oben aufgeführten einzelnen Ordensstätten in den jeweiligen Diözesen. Die Kommentare sind sparsam, informieren aber in ausreichender Weise über das jeweilige Dokument, die Umstände seiner Überlieferung, bisherige Editionen, Literatur und eventuelle wissenschaftliche Kontroversen.

Im Annex hat der Bearb. die Regesten von 115 fiktiven Nachrichten über päpstliche bzw. an das Papsttum gerichtete Dokumente aufgelistet, die in den Werken des Historiografen Jan Długosz aus dem 15. Jh. erwähnt werden. Auch finden sich dort die Regesten zweier päpstlicher Dokumente (von Paschalis II. und Lucius III.), die in einem Teil der wissenschaftlichen Literatur zu Unrecht Polen zugeordnet werden. Der Band wird abgerundet durch ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein Verzeichnis der als Kürzel zitierten Literatur.

K. gebührt zum einen Anerkennung für die Schließung einer sich in dieser verdienstvollen Reihe lange hartnäckig haltenden Lücke, zum anderen für die Publikation von Regesten, die die frühesten und – wie man sieht – nicht sonderlich intensiven Kontakte Polens zur apostolischen Hauptstadt nachzeichnen und sie damit, verbunden mit einem kompetenten wissenschaftlichen Kommentar sowie im Wesentlichen vollständigen bibliografischen Informationen, der Forschung außerhalb Polens zugänglich machen.

Poznań

Jerzy Strzelczyk

Arno Herzig: Das unruhige Schlesien. Krisendynamik und Konfliktlösung vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Jörg Deventer und Christine Schatz. (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte, Bd. 25.) Böhlau. Köln u. a. 2014. 434 S., III. ISBN 978-3-412-22392-2. (€ 49,90.)

Der hier zu besprechende Sammelband ist dem historiografischen Werk zu Schlesien von Arno Herzig (Universität Hamburg) gewidmet. Seine Leistungen schlagen sich seit vielen Jahren in umfangreichen Publikationen nieder. Fast alle Texte in diesem Sammelband sind verhältnismäßig neu und wurden in einschlägigen Fachzeitschriften und Sammelbänden in Deutschland, Tschechien und Polen innerhalb der letzten 15 Jahre erstveröffentlicht. Sie wurden jetzt zusammen mit einem „Verzeichnis der Schriften von Arno Herzig zur historischen Schlesienforschung“ durch Jörg Deventer und Christine Schatz gesammelt und ediert.

Die Hrsg. waren bemüht, den Sammelband nicht als Sammelsurium von Texten aus verschiedenen Jahren zu gestalten, sie machten es sich vielmehr zur Aufgabe, eine Synthese zu Schlesien in der Epoche der sozialen, politischen und kulturellen Auseinandersetzungen, also vom 16. bis zum 20. Jh., vorzulegen. Schwerpunkte sind dabei die Reformation, die Geschichte der schlesischen Juden, ferner soziale Proteste um die Wende vom 18.

zum 19. Jh. und letztlich der Ursprung und der Untergang der Geisteswelt der schlesischen Gelehrten.

H.s schlesischer Mikrokosmos erweist sich als nicht statisch und seine Geschichte als Ergebnis historischer Prozesse, die unabhängig von epochalen Zäsuren und vorgegebenen Zeiträumen verlaufen sind. Die Geschichte verändert sich genauso dynamisch wie ihre Helden und die Schauplätze. Erst im Nachhinein versuchen Historiker, den Ereignissen durch die fortwährende (De-)Konstruktion geschichtlicher Prozesse einen Sinn zu verleihen. Ein Beispiel für eine solche historische Rekonstruktion ist der von H. untersuchte schlesische Weberaufstand 1844. Im Nachhinein sahen darin die Anführer der deutschen Sozialdemokratie (Ferdinand Lassalle, Karl Marx und Friedrich Engels) sogar den Anfang der deutschen Arbeiterbewegung, H. zufolge unterschied sich dieser Weberaufstand jedoch nicht wesentlich von früheren sozialen Protesten im 18. Jh. Er interessiert sich besonders dann für die Rekonstruktion historischer Prozesse, wenn sie sich auf eine detaillierte Quellenanalyse stützt. Diese Vorgehensweise ermöglicht es ihm, die Dynamik der sozialen, politischen und kulturellen Wandlungen im „unruhigen Schlesien vom 16. bis zum 20. Jh.“ herauszuarbeiten.

In einer ungewöhnlichen Hinwendung zum deutschen Historismus stellt H. z. B. Reformation und Konfessionalisierung vor allem anhand von historischen Ereignissen in der Grafschaft Glatz dar. Mit einer bewundernswerten Geduld und erstaunlichen Präzision erschließt er präzise wenig bekannte Quellen von Chronisten und Geistlichen, welche die tiefgreifenden sozialen Wandlungen dokumentieren. Diese Arbeitsweise erlaubt es ihm, eingefahrene Vorstellungen oder manchmal auch tief verankerte und sogar falsche Ansichten zu revidieren; z. B. bezüglich der Auseinandersetzungen zwischen Schwenckfeldern und Lutheranern, der Streitpunkte zwischen Habsburgern und Protestanten in Schlesien, die eher die Staatsform als die religiöse Freiheit betrafen, oder auch der Rolle von Jesuiten als Beschützer des Feudalsystems.

Jahrelange einschlägige Forschungserfahrungen ermöglichen es H. im zweiten Teil des Bandes, der mit „Judaica“ betitelt ist, auf den sozialen und politischen Emanzipationsprozess der Juden Preußens in all seiner Komplexität einzugehen. Auch hier revidiert er, in fünf Beiträgen, althergebrachte Ansichten. Anstelle der seit dem 18. Jh. glorifizierten Rolle Friedrichs II. als eines toleranten Monarchen, der sowohl die antiprotestantische als auch die antijüdische Gesetzgebung der Habsburger abgelehnt habe, beweist der Vf. überzeugend, dass man es im preußischen Breslau im Grunde mit der Fortsetzung jener Habsburgerpolitik der Diskriminierung der nicht römisch-katholischen Religionsgemeinschaften zu tun hatte. Bei den Befugnissen der Rabbiner muss man sogar von einer noch größeren Beschränkung ihrer Macht als vor 1740 ausgehen. Die einzige und nur auf den ersten Blick positive Änderung im Alltag der Breslauer Juden war die amtliche Zulassung einer Judengemeinde. Der Durchbruch erfolgte, wie man weiß, nicht allein im Zusammenhang mit Geschehnissen in Schlesien, sondern erst als Resultat der preußischen Geschichte vom Anfang des 19. Jh.: Zuerst erreichte Breslau die jüdische Aufklärung, den Durchbruch brachte jedoch das Hardenberg'sche Emanzipationsgesetz vom 12. März 1812. Doch auch hier erblickt H. eine neue, bislang von Historikern mit Stillschweigen übergangene Konsequenz: So wurden z.B. jüdische Bankiers auf dem freien Markt zu mehrjährigen, zweifelhaften Kapitalinvestitionen und zum Engagement in der Industrie gezwungen. Die Juden mussten sogar privat das Risiko für den Ausbau der Infrastruktur in Schlesien auf sich nehmen. Diese Prozesse, zusammen mit dem Triumph des deutschen Liberalismus, bewirkten, dass die Breslauer Juden – wie es damals schien: endgültig – dem deutschen Bürgertum zugerechnet wurden. Der jüdische Beitrag zur Bildung, Politik, Wissenschaft und Literatur in Schlesien war außergewöhnlich.

H. entzieht sich einer Antwort auf die Schlüsselfrage nach den Ursachen für den Untergang des deutsch-jüdischen Bürgertums in Schlesien. Seine Deutungen stützen sich nicht auf theoretische Erörterungen, z. B. über die Besonderheit der deutschen Geschichte (den Sonderweg), sondern er bleibt seiner Arbeitsweise treu und analysiert die recherchierten

Quellen – insbesondere Denkschriften und Erinnerungen von Opfern. So konstatiert er die zunehmende Hoffnungslosigkeit und die damit einhergehende Verzweiflung schlesischer Juden angesichts der ihnen entgegengebrachten Ablehnung sowie gleichzeitig das erstaunliche Festhalten der Juden an deutscher Kultur: „Deutsche Bildung und Kultur waren für die akkulturierten Juden fast zu einer Ersatzreligion geworden“ (S. 253).

Der letzte Teil des Bandes ist dem schlesischen Gelehrtenmilieu gewidmet. H. ist von dieser Thematik offensichtlich fasziniert – man findet viele Bezüge zu diesen Wissenschaftlern, Akademikern und Geistlichen in allen Texten des Sammelbands. Seine Aufmerksamkeit gilt vor allem der Geschichte der Universität zu Breslau. Die mit Bravour vorbereitete Reform der Universität 1811, die im Einklang mit den Prinzipien Wilhelm von Humboldts stand, also in der Verbindung von Lehre und Forschung, vollzog sich sehr mühsam, insbesondere wegen der Finanzkrise des preußischen Staates sowie infolge der Napoleonischen Kriege und des aufkommenden Misstrauens der Breslauer Bürgerschaft. Die Ausstattung der Laboratorien und die Lernbedingungen der Studierenden in Breslau waren damals vom Bild einer modernen Universität nach Humboldt weit entfernt. Doch die Reformpolitik, deren Anfänge angesichts tiefer politischer und wirtschaftlicher Krisen der preußischen Monarchie unter keinem guten Stern gestanden hatten, griff schließlich doch. Hundert Jahre später, am Vorabend des Ersten Weltkriegs, waren Professoren und Studenten der Breslauer Universität fest in der schlesischen Wirklichkeit verankert, waren Mitglieder einer anerkannten Hochschulgemeinde, zu der die bedeutendsten deutschen Wissenschaftler zählten: Hoffmann von Fallersleben, Werner Sombart, Wilhelm Dilthey, Colmar Grünhagen, Theodor Mommsen, Otto Stern, Robert Bunsen.

Für H. ging die Welt der deutschen Gelehrten in Breslau mit dem Beginn des Nationalsozialismus, und nicht erst 1945, gewaltsam zugrunde, denn hierzu hatte schon die Entlassung jüdischer Professoren 1933 gezählt. Gegen die innere Dynamik des Gleichschaltungsprozesses auch an der Universität Breslau war kein gesellschaftlicher Protest zu verzeichnen. Warum? H. gibt die Antwort darauf: Das gesellschaftliche Potenzial für einen solchen Widerstand sei in der deutschen Gesellschaft erstaunlich schwach gewesen: „Die Gleichschaltung der Breslauer Universität [...] vollzog sich wie an den anderen deutschen Universitäten ohne Widerstand. [...] Ohne Protest nahm die Professorenschaft auch die Zerschlagung der alten Organisationsform und die Ausrichtung auf das Führerprinzip hin“ (S. 347). Folglich erscheint ihm das Jahr 1933 wichtiger als 1945: Damals habe die deutsche und zugleich auch die schlesische Tragödie begonnen.

Die Veröffentlichungen von H. sind keine leichte Lektüre. Sie fordern vom Leser eine gewisse Erudition, um die vorzügliche Kenntnis der Quellen und die detaillierte, analytische Rekonstruktion historischer Prozesse in Schlesien wahrzunehmen und adäquat einzuschätzen. Die Lektüre über neue Quellen und die Überprüfbarkeit der in der Historiografie begründeten, aber dabei auch eingefahrenen Thesen lohnt, wenn man mit H. zusammen zu denken versucht; alle Gedanken kreisen dabei um die Geschichte Schlesiens.

Katowice

Ryszard Kaczmarek

Sprache, Gesellschaft und Nation in Ostmitteleuropa. Institutionalisierung und Alltagspraxis. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 8. bis 11. November 2012. Hrsg. von Klaas-Hinrich Ehlers, Marek Nekula, Martina Niedhammer und Hermann Scheuringer. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 35.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2014. VI, 380 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-525-37307-1. (€ 69,99.)

Bei der Jahrestagung 2012 des Collegium Carolinum ging es im interdisziplinären Gespräch von Vertretern aus Geschichts-, Kultur-, Sprach- und Literaturwissenschaft darum zu erkunden, wie die komplexen Prozesse der Bildung nationaler, sprachlicher und kultureller Identität im multiethnischen und mehrsprachigen Raum Ostmitteleuropas, hier v. a. der böhmischen Länder bzw. später der Tschechoslowakei, politisch gesteuert und institu-

tionell umgesetzt wurden. Es sollte gezeigt werden, wie diese Vorgänge im öffentlichen und privaten Leben aufgenommen wurden, auf welche Schwierigkeiten sie stießen und welche Folgen sie nach sich zogen. Die Beiträge der Veranstaltung sind nunmehr in einem vorzüglich edierten Band erschienen. Bei aller inhaltlichen und methodischen Unterschiedlichkeit der 18 Aufsätze bleiben die verbindenden Momente stets sichtbar, was durch den instruktiven Einführungstext und die klare Strukturierung des Buches in vier thematische Abteilungen garantiert wird.

Der Einführungstext erörtert, gestützt auf theoretische Referenzen, u. a. Fragen „der sprachlichen Status- und Korpusplanung“ (S. 2) mit Bezug auf die gesellschaftlichen Institutionen und Akteure, die Bedeutung von Lexikografie und Terminologie-Bildung im Prozess der Nationswerdung, ferner die Rolle der Öffentlichkeit in den Auseinandersetzungen um Sprache und Kultur.

Die erste Abteilung mit dem Titel „Sprachpolitik in Institutionen“ widmet sich Problemen der Sprachplanung und Sprachverwendung in Böhmen bzw. der Tschechoslowakischen Republik. So berichtet Marek N e k u l a von den auf die Abgrenzung des Tschechischen vom Deutschen gerichteten sprachplanerischen Maßnahmen des 1862 gegründeten Schriftstellervereins Svatobor, der mit seinen Aktivitäten auch Einfluss auf die Kanonbildung in der damaligen tschechischen Literatur nahm. Eine andere Institution, die Königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, steht im Mittelpunkt von Martina N i e d h a m m e r s Beitrag, der die philologische Forschung innerhalb dieser auf das späte 18. Jh. zurückgehenden Vereinigung thematisiert, die als akademische Institution weniger radikal in Erscheinung trat: Trotz bohemistischer Schwerpunkts und klarer Tendenz zum Tschechischen blieb hier der formale Anspruch auf die gleichberechtigte Behandlung von deutscher und tschechischer Sprache bis zum Beginn des 20. Jh. erhalten.

In den beiden folgenden Beiträgen wird der Rahmen um Institutionen erweitert, die nicht unmittelbar mit Sprache zu tun haben: Kirche und Militär. Wie Jitka J o n o v á in ihrer Untersuchung zur katholischen Kirche in den böhmischen Ländern Anfang des 20. Jh. zeigt, war es für die Kirche in der aufgeheizten Situation kaum möglich, ihren betont übernationalen Anspruch umzusetzen. Mangelnde Information über das Verhältnis von Tschechen und Deutschen führte zu strategischen Fehlentscheidungen Roms, die Lösungen – wie etwa bei der geplanten Neustrukturierung der Diözesen in Böhmen – verhinderten. In der österreichischen Armee (siehe Tamara S c h e e r s Aufsatz zu den k.u.k. Regimentssprachen) war die Gleichberechtigung der Sprachen der verschiedenen Nationalitäten seit 1867 verfassungsmäßig garantiert, wovon man sich letztlich eine bessere Überzeugungsarbeit und damit eine Art „Stabilisierung und Entnationalisierung der Monarchie“ (S. 91) versprach. Freilich klappten auch hier Anspruch und Wirklichkeit wegen Widerständen gegen diese Regelung (z. B. in Ungarn) bzw. der Durchsetzung von Partikularinteressen auf regionaler Ebene auseinander. An mangelnder Bereitschaft zur Umsetzung scheiterte auch, wie Mirek N ě m e c zeigt, die Sprachenpolitik in der Zeit der Ersten Republik. Die von der Regierung intendierte Zweisprachigkeit, der zufolge jeder Bürger neben dem Tschechischen bzw. Slowakischen auch das Deutsche beherrschen sollte, stieß in der Bevölkerung auf Vorbehalte. Die politische Entwicklung am Ende der 1930er Jahre hat die längerfristig durchaus möglichen positiven Impulse dieser Konzeption allerdings frühzeitig beendet.

In der zweiten Abteilung geht es um „Wörterbücher für die Nation“. Die lexikografische Arbeit im 19. Jh. steht im Zentrum der Beiträge von Tilman B e r g e r und Jan S u r m a n. B. zeigt, wie in der Bewertung früher Wörterbücher aus der Zeit des 17. und frühen 18. Jh. (Johann Comenius, Václav Jan Rosa, Kašpar Vusín) ein Narrativ entstand, das „deutliche Parallelen zur Ausformung des tschechischen Geschichtsbilds im Laufe des 19. Jahrhunderts“ (S. 129) aufweist: positive Bewertung der protestantischen, negative Bewertung der katholischen Tradition. Demgegenüber konzentriert sich S. auf die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Terminologie im Spannungsverhältnis zwischen Fach- und Populärwissenschaft. In den Bemühungen um eine tschechische Begrifflichkeit blieb das

Deutsche die entscheidende Bezugssprache (etwa bei Lehnübersetzungen). Wörterbücher als Gegenstand sprachpolitischer Aktivitäten sind auch Thema von Klaas-Hinrich Ehlers' Studie über die Förderung auslandsdeutscher Dialektwörterbücher (z. B. des Sudenteutschen Wörterbuchs) zwischen 1921 und 1945 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Von solchen Wörterbüchern erhoffte man sich v. a. in den 1930er Jahren u. a. „eine nationale Mobilisierung der mitunter ethnisch indifferenten Bevölkerung in den auslandsdeutschen Siedlungsgebieten“ (S. 183). Deshalb gab es bei diesen Projekten eine massive politische Einflussnahme – auch gegen die Urteile der Fachgutachter.

Die dritte Abteilung des Buches, „Sprache in öffentlichen Räumen“, diskutiert Fragen zu Sprachverwendung, Sprachplanung und Sprachkonflikten in ausgewählten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens und in bestimmten städtischen oder ländlichen Regionen. Anhand von Beispielen macht Václav Petrbok deutlich, dass im literarischen Leben Böhmens in der 2. Hälfte des 19. Jh. die Einsprachigkeit vehement eingefordert wurde und dass der – keineswegs seltene – Sprachwechsel als Verstoß gegen die nationale und politische Loyalität betrachtet wurde. Jedoch ergibt sich ein differenzierteres Bild, betrachtet man die Gesellschaft in ihrer Breite, wie Frank Henschel an der oberungarischen Stadt Kassa (dt. Kaschau, slowak. Košice) exemplifiziert, wo die Tendenz zur einheitlichen ungarischen Sprache vorwiegend auf die höhere Gesellschaftsschicht beschränkt war, wohingegen das einfache Volk weiterhin bei seiner jeweiligen Muttersprache blieb und das meist mehrsprachige Bürgertum die Sprache pragmatisch nach Situation wählte, ohne damit ein politisches Bekenntnis zu verbinden. Sprachliche Vielfalt wollten die Nationalsozialisten in den von ihnen besetzten Gebieten unterbinden, indem sie dort, wie von Detlef Brandes in Bezug auf das Protektorat Böhmen und Mähren demonstriert, eine auf die Germanisierung der Bevölkerung angelegte strategische Sprachen- und Schulpolitik betrieben. Gezielte Steuerungsmaßnahmen waren bei der nach 1945 in der Tschechoslowakei verbliebenen deutschen Bevölkerung nicht nötig, was Sandra Kreisslová sichtbar macht. Die Entwicklung vollzog sich hier allmählich: Hielt die Generation der Vorkriegs- und Kriegszeit noch an der deutschen Sprache fest, kam es bei den folgenden Generationen, teils durch Assimilierung, zu einer immer stärkeren Annäherung an das Tschechische, was sich auch in einer veränderten Identität niederschlug. Allerdings gab es in dieser Zeit von tschechischer Seite durchaus gezielte Maßnahmen der „Entdeutschung“, wozu u. a. die Umbenennung von Straßen- und Ortsnamen in Regionen mit ehemals starkem deutschem Bevölkerungsanteil gehörte. Als konkretes Beispiel wird im Beitrag von Frauke Wetzel die Situation im nordböhmischen Ústí nad Labem (Aussig an der Elbe) angeführt.

Aberundet wird der Band durch die Abteilung „Sprache im multiethnischen Kontakt: das Beispiel Karpato-Ukraine“, deren Beiträge an einer Reihe exemplarischer Fälle die Probleme von Identitätsbildung und -steuerung in einem traditionell multiethnischen und multilingualen Raum behandeln, der in relativ kurzer Zeit in unterschiedliche politische Abhängigkeiten geriet. Was die Sprachverwendung angeht, dominierten in dieser Region seit jeher Gewohnheit und Pragmatik, weshalb sich eine gezielte Sprachpolitik hier immer schwertat.

Insgesamt bietet das Buch eine beachtliche Fülle an Impulsen nicht nur für die historische Ostmitteleuropa-forschung, sondern auch für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit sprach- und kulturpolitischen Prozessen in multiethnischen und mehrsprachigen Gesellschaften. Gerade anhand der vielen konkreten Beispiele wird die enge Verflechtung der verschiedenen Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens evident. In der Summe erhalten wir auch eine Reihe eindrucksvoller Belege dafür, um welch komplexen und fragilen Vorgang es sich bei der Herausbildung der – meist mit sprachlichen Aspekten verknüpften – nationalen Identität handelt.

Gießen

Reinhard Ibler

Mythos Galizien. Wien Museum, 26. März 2015 bis 30. August 2015; International Cultural Centre, Krakau, 9. Oktober 2014 bis 8. März 2015. Hrsg. von Jacek Purchla. Metrorverl. Wien 2015. 384 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-99300-220-6. (€ 38,-)

Galizien, das nach der ersten Teilung Polens im Jahr 1772 als „terra incognita“ (Patrice M. Dabrowski, S. 129), als „synthetisches, fiktionales Territorium ohne Vorgeschichte“ (Wolfgang Kos, S. 56) an die Habsburger fiel und bis 1918 Bestandteil der k.u.k. Monarchie blieb, erfreute sich in den letzten Jahren verstärkter, überraschend lebhafter Aufmerksamkeit. In der österreichischen Hauptstadt fand vom 26. März bis 30. August 2015 im Wien Museum am Karlsplatz die Ausstellung „Mythos Galizien“ statt, konzipiert in enger Zusammenarbeit mit dem Krakauer International Cultural Centre (MCK). Aus diesem Anlass wurde der rezensierte Band herausgebracht.

Neben einer reichhaltigen Dokumentation der gleichnamigen Ausstellung umfasst das vorliegende Werk 28 Beiträge, die sich mit Galizien aus verschiedenen Blickwinkeln auseinandersetzen. Den thematischen Schwerpunkt des Bandes bilden – wie der Titel andeutet – Fragen der Mythisierung dieser Region (vgl. Beiträge von Jurko Prochasko, Katrin Ecker, Krzysztof Zamorski u. v. m.). Bereits im 19. Jh. schrieb Maurycy Orgelbrand über Galizien: „Die Existenz dieses Königreiches ist eine diplomatischen Charakters, und dessen Bezeichnung fußt auf falsch verstandenen historischen Prämissen“.¹ Polnische, ukrainische und jüdische Narrative zu dem Mythos Galizien finden im vorliegenden Band genauso Berücksichtigung wie auch der Blick vom Zentrum aus. So stellt Wolfgang Kos, Direktor des Wien Museums, fest: „Für die Polen war es Symbol des schmerzlichen Verlusts, die österreichischen Neubesitzer wiederum investierten kaum mehr als kalte Unterwerfungspragmatik“ (S. 56).

Neben dem Mythologischen ist die Geschichte Galiziens ein zentrales Thema der Ausstellung wie auch des Buches, beleuchtet in den Beiträgen von Kerstin Jobst, Waldemar Lazuga, Jaroslaw Hrycak, Hans-Christian Maner, Jacek Purchla, Jan Rydel u. a. Dabei stellt Ecker fest, dass Mythos und Geschichtsschreibung einander nicht feindlich gegenüberstünden, „weil auch die Geschichtsschreibung [...] nicht mehr beanspruchen kann, die Wahrheit [...] zu repräsentieren. [...] Eine Verbindung zwischen den beiden besteht darin, dass auch Ersterer eine Geschichte hat“ (S. 251). Monika Rydiger vertritt die Meinung, dass „beide Kategorien Mittel der Vergangenheitsdarstellung sind“ und dass „der Mythos zwar von der Geschichte umfasst wird, gleichzeitig aber außerhalb derselben bleibt. Er ist eine Spur, ein Zeugnis der Vergangenheit, er kann jedoch kein Dokument sein“ (S. 253). Die Rückbeziehung auf historische Daten bedeute deshalb keine Zerstörung des Mythos, sondern schaffe die Möglichkeit, „aus einer breiteren, suprakulturellen Perspektive unterschiedliche Merkmale verschiedener Nuancen der mythologischen Erzählungen über Galizien zu verstehen“ (S. 253 f.).

Auf das jüdische Leben in Galizien gehen Larry Wolff und Joshua Shanes ein: Bereits in den 1780er Jahren veranlasste Joseph II. als aufgeklärter absolutistischer Herrscher zahlreiche Reformen wie etwa das Einräumen von Niederlassungsfreiheiten, deren Ziel es war, die „Autonomie jüdischer Gemeinschaften aufzubrechen und deren Angehörigen bisher verbotene berufliche Möglichkeiten zu eröffnen“ (Shanes, S. 155). Somit verlief die Gleichstellung des Judentums in Galizien ganz anders als in anderen Ländern.

Das Miteinander und Nebeneinander von Sprache, Kulturen und Religionen machte Galizien zu einem anziehenden und somit häufig aufgegriffenen Objekt literarischer Gestaltung: „Galizien ist zeit seines Bestehens Gegenstand literarischer Beschreibungen gewesen“, so Alois Woldan (S. 223). Zu den wohl bekanntesten Autoren, in dessen Werk Galizien sehr präsent ist, gehört Joseph Roth (darüber ausführlich der Beitrag Telse Hartmanns; der deutschsprachigen Literatur aus Galizien ist der Text von Maria Klanska

¹ Encyklopedia powszechna [Allgemeine Enzyklopädie], Bd. 9, Warszawa 1862, S. 514.

gewidmet). „Das Miteinander unterschiedlicher Sprachen und Narrationen, Gattungen und kultureller Codes legt es nahe, von nur einer galizischen Literatur zu sprechen, die als offenes und dynamisches System all jene Texte, die von Galizien handeln, umfasst“ (Woldan, S. 227). Dies gilt vor allem für gemeinsame Narrationen vor dem Ersten Weltkrieg, die es in verschiedenen Sprachen gab. Auch nach ihrem Untergang am Ende des Ersten Weltkriegs und gar nach dem Zweiten Weltkrieg blieb diese Region in der literarischen Landschaft präsent, jedoch ging – wie Woldan feststellt – nach dem Zweiten Weltkrieg der gemeinsame Nenner verloren, und wir hätten „keine gemeinsamen Texte mehr, in denen sich die polnische, ukrainische und deutsche Literatur treffen, die einzelnen Galizien-Narrationen unterscheiden sich nun deutlich voneinander“ (S. 227).

Nicht nur in der Literatur, sondern auch in der darstellenden Kunst begegnen wir den Verkörperungen Galiziens in verschiedenen Kontexten: „Das Urbild der späteren Personifikation von Ländern oder Gebieten war in der europäischen Ikonografie die Allegorie Europas selbst“, schreibt Zhanna Komar (S. 207). Zu den bekanntesten Gemälden in diesem Zusammenhang gehört wohl ein Bild von Josef Haßlwander (um 1849), das „das Schiff Österreich“ darstellt: Personifizierte Kronländer bewundern Apoll, den damals jungen Franz Josef. Wer im Schönbrunner Schlosspark spazieren geht, sollte die prächtige Brunnenanlage mit einer Skulpturgruppe nicht verpassen, in der Galizien als eine Zwillingsschwester neben den anderen Figuren (d. h. Kronländern) erscheint.

Die facettenreiche Schilderung Galiziens ergänzen die Beiträge von Martin Pollack über Galizien als Erinnerungslandschaft oder von Patrice M. Dabrowski, die sich besonders mit der Karpatenregion auseinandersetzt und das Narrativ über Galizien als ein „Land hinter den Karpaten“ aufgreift. Purchla zieht einen Vergleich zwischen Lemberg und Krakau als den wichtigsten Städten Galiziens und der Hauptstadt Wien auf dem Weg in die Moderne. Matthias Beitzl beleuchtet die Präsenz Galiziens in Wien und berichtet insbesondere über galizische Exponate aus der Sammlung des Museums für Volkskunde.

Sicherlich sind damit nicht alle Aspekte erschöpft, mit denen man sich im Zusammenhang mit dieser Region auseinandersetzen könnte und auch sollte. Themen wie Bildung, Hochschulleben, Wissenschaft u. v. a. blieben leider unberücksichtigt. Dennoch liegt uns mit diesem Katalog nicht nur eine optisch und haptisch sehr ansprechende Ausstellungsdokumentation mit reichhaltigem und rarem Bildmaterial vor, sondern auch eine inhaltlich reichhaltige, multiperspektivische Publikation, die Einblicke in verschiedene Facetten des Gesamtbildes Galiziens in Vergangenheit und Gegenwart vermittelt.

Ob es sich lohnt, sich auch heute noch mit dem Mythos Galizien zu beschäftigen? Ein klares „Ja“ sprachen nicht nur die großen Besucherzahlen der Ausstellung; als Fürsprecher möchte ich an dieser Stelle auch den Historiker und Diplomaten Emil Brix (S. 61) zitieren: „Heute [...] ist der ‚Mythos Galizien‘ ein wichtiger positiver Faktor für die regionale Identität Südpolens wie auch der Westukraine und für die kulturellen Beziehungen zwischen Polen, der Ukraine und Österreich“.

Heidelberg

Stefaniya Ptashnyk

Polen und Deutsche in Europa. Beiträge zur internationalen Konferenz, 25. und 26. Oktober 2012, Kiel / Polacy i Niemcy w Europie. Tom podsumowujący konferencję międzynarodową, 25 i 26 października 2012, Kilonia. Hrsg. von Michael Düring und Krzysztof Trybuś. (Schriften des Zentrums für Osteuropastudien der Universität Kiel, Bd. 6.) Lang, Frankfurt am Main 2014. 346 S. ISBN 978-3-631-65435-4. (€ 49,95.)

Diese Sammlung verschriftlichter Konferenzbeiträge kann sich gute Chancen auf eine Auszeichnung für den einfalllosesten Buchtitel des Jahres ausrechnen. Ihr Titel ist nicht nur äußerst beliebig, sondern stellt sich auch in eine lange Reihe von Publikationen mit zum Verwechseln ähnlichen Titeln (ein deutsches Buch von 2004 und ein polnisches von 2000 sind sogar exakt gleich benannt). Allerdings macht ein Blick in die ersten Beiträge die Wahl etwas plausibler: Der Name des Buches ist gleichzeitig die Bezeichnung eines

gemeinsamen Studiengangs, der soeben an den Universitäten Kiel und Posen (Poznań) ins Leben gerufen wurde. Leser des Sammelbandes werden also Zeugen einer Geburt – sowohl mit Berichten direkt aus dem universitären Kreißsaal als auch mit den ersten Lebenszeichen des Neugeborenen in Form von Forschungsberichten und -kostproben der enthaltenen Fachgebiete.

Die Beiträge sind entweder in deutscher oder polnischer Sprache abgedruckt. Wer nur einer der beiden Sprachen oder lediglich des Englischen mächtig ist, kann (mit Ausnahme der beiden Vorworte) auf vorangestellte kurze Zusammenfassungen zurückgreifen. Wer hingegen mehr über die Verfasser der Texte erfahren will, geht leer aus – es gibt keine Biogramme, die veranschaulichen würden, ob der jeweilige Beitrag von einem etablierten Vertreter des Faches, einem Doktoranden oder gar einem begabten Studierenden stammt. Lediglich die jeweiligen Arbeitsorte der Verfasser sind angegeben.

Auch wenn das Inhaltsverzeichnis uns eine inhaltliche Sortierung unverständlicher Weise vorenthält, ist das Buch doch klar strukturiert – nach zwei einleitenden Beiträgen der Herausgeber (32 S.) folgt ein Einzeltext unter der Rubrik „Einführendes“ (14 S.). Den Hauptkorpus bilden Beiträge aus den Abschnitten „Historisch-Politisch-Soziologisches“ (vier Beiträge auf 56 S.), „Linguistisches“ (vier Beiträge auf 68 S.), „Literarisches“ (neun Beiträge auf 124 S.) sowie „Varia“ (zwei Beiträge auf 39 S.). Diese Zahlenkolonnen bestätigen den Anfangsverdacht, dass der literaturwissenschaftliche Forschungsschwerpunkt der beiden Hrsg. sich in einem Übergewicht der Beiträge aus ihrem Fachgebiet niederschlägt. Somit wird die im Titel versprochene Bandbreite an Themen nur bedingt eingelöst, zumal die Beiträge im Bereich „Linguistik“ gerne die Grenze zur Onomastik, Literaturwissenschaft und Pädagogik überschreiten (derlei methodische Grenzübertreter sind in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen erheblich seltener).

Der Bereich „Varia“, auf den letzten Seiten versteckt, erweckt wiederum den Eindruck eines Katzentischs für Themen, welche sich sonst nirgendwo sinnvoll einordnen ließen – dabei hätten sich gerade hier Forschungsfelder im deutsch-polnischen Berührungsbereich ansprechen lassen, die noch völlig brachliegen. Von den beiden dort gruppierten Texten, die ebenso gut im historischen Abschnitt hätten landen können, bewegt sich vor allem einer weitgehend in wissenschaftlichem Neuland – ein Abriss von Diethelm Blecking über deutsch-polnische Sportgeschichte. Schon ein Blick in die Fußnoten mit zahlreichen Selbstzitierten des Autors lässt vermuten, dass die Quellenlage in diesem Bereich noch sehr dünn ist. Dies wird in B.s Artikel dadurch bestätigt, dass die deutsch-polnischen Verschmelzungs- und Reibungspunkte im Sport vom vergleichsweise gut dokumentierten Fußball so stark dominiert werden, dass bei der Beschreibung eines Länderspiels schon gar nicht mehr erwähnt wird, in welcher Sportart dieses ausgetragen wurde (S. 319).

Dieser Text lässt jedoch erahnen, dass noch einige weiße Flecken im insgesamt schon intensiv bearbeiteten Feld der deutsch-polnischen Beziehungen zu füllen sind, um das Thema „Deutsche und Polen“ wirklich breit und umfassend darzustellen. Es bleibt also zu hoffen, dass bei den nächsten Lebenszeichen eines Magister-Studiengangs über „deutsch-polnische interkulturelle Beziehungen“ (S. 33) auch Forschungen beispielsweise zu Mode, Wirtschaft, Subkulturen oder Videospiele den Bereich „Varia“ füllen.

Die Bereiche mit den „klassischen“ Disziplinen enthalten weitgehend konventionelle Forschungsberichte, die lediglich durch den deutsch-polnischen roten Faden (in Form von Berührung, Austausch und gegenseitiger Rezeption) zusammengehalten werden – von ortsspezifischen Studien z. B. über die Universität Posen (Helmut W. Schaller) oder die dortige Buchreihe *Posener Deutsche Bibliothek* (Hubert Orłowski) über terminologische Betrachtungen zu den Begriffen „Osteuropa“ und „Ostmitteleuropa“ (Ludwig Steindorff), die Vorstellung empirischer Untersuchungsergebnisse zur Rolle interkultureller Literatur im Fremdsprachenunterricht (Marta Janachowska-Budych), Studien zur Zweisprachigkeit (Norbert Nübler über Deutschland, Anna Zielińska über die Woiwodschaft Lebus), deutsche Nachnamen in Posen (Irena Sarnowska-Giefing), die Vorstellung von Autoren, Werken und ihrer Rezeption (Maciej Junkiert über Kazi-

mierz Brodziński, Jerzy Kałużny über Artur Becker, Emilia Kledzik über Reiseberichte deutscher Autoren, Arkadiusz Kalin über Andrzej Stasiuk), die vergleichende Analyse historischer Fiktionen (Czesław Karolak) bis hin zur ausufernd peniblen Aufstellung polnischer Linguisten an deutschen Hochschulen (Tadeusz Lewaszkiewicz).

Diese und einige weitere Beiträge unterscheiden sich inhaltlich, stilistisch und fachlich so stark, dass außer der Redaktion, den Hrsg. und einigen Rezensenten kaum jemand das ganze Buch durchlesen wird. Vielmehr dürfte der eine oder andere Beitrag lediglich für ein mit dem jeweiligen Thema befasstes (bisweilen vermutlich sehr kleines) Fachpublikum relevant oder sogar wesentlich sein. Deshalb seien an dieser Stelle zwei Artikel hervorgehoben, welche nicht nur bislang unbekannte oder vergessene Phänomene beschreiben, sondern auch so flüssig und anschaulich geschrieben sind, dass auch ein Laie ohne Vorkenntnisse sie mit Gewinn lesen wird. Zum einen ist das bei Małgorzata Czabańska-Rosada der Fall, die uns (auf Deutsch) mit Gerd Fischer von Mollard empathisch einen von der Literaturwissenschaft marginalisierten Heimatdichter vorstellt. Katarzyna Kuczyńska-Koschany hat wiederum (auf Polnisch) einen verschollenen semi-literarischen Schatz gehoben – Józef Jakubowski's Schilderung einer Polarexpedition.

In Bezug auf das wissenschaftliche Vorgehen sind grundsätzliche Unterschiede zwischen Texten deutscher und polnischer Provenienz nicht festzustellen, wenn man von einer leichten Tendenz zum Datensammeln und gelegentlichen Überfrachten in einigen Beiträgen aus Polen absieht. In dieser Hinsicht trägt der schon lange existierende wissenschaftliche Austausch (nicht nur) zwischen den Forschungszentren in Schleswig-Holstein und Großpolen durchaus Früchte. Äußerst positiv fällt hierbei auf, dass einige polnische Wissenschaftler/innen ihre Untersuchungsergebnisse wie selbstverständlich auf Deutsch publizieren.

Der größere Schwierigkeitsgrad der Zweisprachigkeit bringt allerdings auch höhere Ansprüche an das Lektorat mit sich. Anders ist nicht zu erklären, dass vor allem in Texten aus Posen und Grünberg (Zielona Góra) immer wieder kleine Fehler übersehen wurden – dort tauchen Fehler in Zitaten auf und werden Quellen unkorrekt angegeben (S. 210), wird aus Dariusz Muszer ein „Dawid Muszer“ (S. 260), werden Dinge offensichtlich unabsichtlich wiederholt (S. 261, 264) und Abkürzungen wie „et als.“ erfunden (S. 290, 321).

Aber das sind Kinderkrankheiten eines Projekts, das zum Zeitpunkt der Publikation erst in den Startlöchern stand. Der Bildungs- und Forschungskooperation in Kiel und Posen seien zahlreiche und originelle Ergebnisse gewünscht – und dem Leser in ihren nächsten Publikationen jede Menge frisches Blut, auch von studentischen Autor/inn/en.

Leipzig

Rainer Mende

Die Suche nach dem Zentrum. Wissenschaftliche Institute und Bildungseinrichtungen der Deutschen in Böhmen (1800-1945). Hrsg. von Kristina Kaiserová und Miroslav Kunštát. (Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd. 96.) Waxmann. Münster u. a. 2014. 499 S., III. ISBN 978-3-8309-3202-4. (€ 42,90.)

Das 19. und die erste Hälfte des 20. Jh. waren in den böhmischen Ländern durch die nationale Differenzierung zwischen Deutschen und Tschechen geprägt. Der Transformationsprozess der nationalen Identitäten berührte auch die wissenschaftlichen und akademischen Gemeinschaften, in denen sich ein tiefgreifender Wandel vollzog. Der vorliegende Sammelband, der 16 Beiträge enthält, nähert sich diesem Thema aus einer historischen und kulturpolitischen Perspektive.

Der Schwerpunkt liegt auf der Auseinandersetzung mit den Wissenschafts- und Bildungsinstitutionen der Deutschböhmen im Kontext der nationalen Selbstbehauptung in der Zeit zwischen 1800 und 1945. Thematisch widmen sich die Beiträge dem Hochschulwesen, der Mittel- und Volksschulbildung, der Volkskunde und dem Museum- und Ausstel-

lungswesen. Der territoriale Schwerpunkt liegt auf den Städten Prag (Praha), Reichenberg (Liberec), Aussig (Ústí nad Labem) und Eger (Cheb).

Den Einstieg in den Band stellt ein ausführlicher Forschungsüberblick des Hrsg. Miroslav Kunštát dar. Gestützt auf eine breite Quellengrundlage verweist er auf die fortwährende Nationalisierung der Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen in Prag, die bei den deutschböhmisches Eliten den Wunsch nach Etablierung eines eigenen geistigen Zentrums nährte. Am Beispiel der Pläne für eine Umsiedlung der Deutschen Hochschulen in die Grenzregionen illustriert K. die Ambitionen, aus der Provinz „ein zerstreutes multifokales Zentrum“ (S. 37) entstehen zu lassen. Damit spielt er auf eine in den Beiträgen stets wiederkehrende These an: Die geplanten Umzüge der Institutionen seien zu einem wichtigen Instrument der Konzeption eines symbolischen deutschböhmisches nationalen Raumes geworden.

Der geplanten Verlegung der Deutschen Hochschulen aus Prag widmen sich auch die Beiträge von Alena Mišíková und Milena Josefovičová. M. beschreibt am Beispiel von Aussig und Reichenberg die unterschiedlichen Motivationen lokaler Politiker, ihre Städte zu Zentren der deutschböhmisches Wissenschaft werden zu lassen. Stand bei den Plänen der Errichtung einer Handelshochschule in Aussig wirtschaftliches Prestige im Vordergrund, strebte Reichenberg den Status eines allumfassenden akademischen Zentrums an. Die Komplexität der Beziehungen zwischen den traditionellen deutschböhmisches Städten und Prag verdeutlicht der Sonderfall Tetschen (Děčín), wo die Angliederung der bereits existierenden Hochschule an die Deutsche Technische Hochschule in Prag begrüßt wurde. Der Beitrag von J. veranschaulicht die politisch-ideologische Brisanz der Verlegungspläne dieser Hochschule von Prag an einen anderen Ort, bei denen, im Anschluss an das Münchener Abkommen, höchste Reichsbehörden die Initiative ergriffen.

Marie Macková befasst sich mit dem deutschsprachigen Mittelschulwesen in der Zeit von der rechtlichen Gleichstellung der deutschen und tschechischen Sprache an den Volks- und Mittelschulen 1866 bis zum Untergang der Monarchie. Eine grundlegende Bedeutung schreibt sie dem 1869 verabschiedeten Hasnerschen Gesetz zu, mit dem die nichtkonfessionelle Schule zur Basis aller Stufen des Schulsystems in der Habsburgermonarchie wurde. Als sehr gelungen ist die Analyse der Unterrichtspraxis im sozialgeschichtlichen Kontext zu würdigen.

Die Hrsg. Kristina Kaiserová geht ausführlich auf die Rolle der Volksbildung im Prozess der nationalen Identitätsbildung ein. Anhand der Aktivitäten von Julius Lippert und dessen geistigen Nachfolger Franz Josef Umlauf in Aussig zeichnet sie die Entwicklung der Aufgaben und Ziele der Volksbildung im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jh. nach. Während bei Lippert der Bildungsauftrag im Vordergrund stand, lag bei Umlauf der Schwerpunkt auf der Heimatkunde, die er als „eindeutig im Dienst des Kampfes um die Erhaltung des Deutschtums im neuen tschechoslowakischen Staat“ stehend bezeichnete (S. 210). Der Beitrag enthält äußerst hilfreiche statistische Übersichten über die Entwicklung der deutschen Volksbildung im 19. und 20. Jahrhundert in Böhmen.

Auch in den Beiträgen von Václav Houfek und Tomáš Okurka werden Bildung und gesellschaftliche Nationalisierung miteinander in Relation gesetzt. Mit ihren ausführlichen Analysen des deutschen Bibliothekswesens sowie des Museums- und Ausstellungswesens kommen sie inhaltlich dem Titel des Sammelbandes am nächsten. Die seit den 1890er Jahren einsetzende nationalistische Tendenz in der Konzeption von Ausstellungen ist primär als Manifestation der kulturellen Hegemonie gegenüber den Tschechen zu verstehen. Ihre unterschiedliche Ausprägung in den einzelnen deutschböhmisches Städten verweist aber auch auf den Konkurrenzkampf um das Zentrum. Exemplarisch dafür ist die Deutschböhmisches Ausstellung in Reichenberg 1906, deren Gestaltung „ganz wesentlich von dem Bemühen um Anerkennung als Metropole Deutschböhmens beeinflusst“ wurde (S. 264). In den Beiträgen ist die sorgfältige Einordnung des Themas sowohl in die deutsche als auch tschechische Perspektive hervorzuheben, dank der ein komplexes Bild von den kulturnationalistischen Tendenzen beider nationaler Gruppen entsteht.

Gleich drei Aufsätze befassen sich mit dem kirchlichen Bildungswesen. Miroslav Kunštát stellt eine spezifische Entwicklung im deutschen-katholischen Hochschulwesen in Böhmen fest. Anhand der Diskussion über die Teilung der theologischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag 1891 illustriert er die Bemühungen der katholischen Kirche, „das Verhältnis Universales-Partikulares (Nationales) im Gleichgewicht zu halten“ (S. 276). Der supranationale Charakter der deutschen und der tschechischen theologischen Fakultät erwies sich spätestens in der laizistischen Atmosphäre der Ersten Tschechoslowakischen Republik als besonders wirksam. Marie Macková und Kaiserová wenden sich jeweils einem Gymnasium als Fallbeispiel zu. M. untersucht das älteste der deutschsprachigen Gymnasien in Böhmen, das Benediktinergymnasium in Braunau (Broumov) und dessen Entwicklungsmöglichkeiten nach der Verabschiedung des Hasnerschen Schulgesetzes. K. befasst sich mit dem Knabenseminar und Bischöflichen Gymnasium in Maria Schein (Bohosudov). Beide Autorinnen kommen zu dem Ergebnis, dass die Anknüpfung an die kirchliche Tradition bei gleichzeitiger Berücksichtigung des gesellschaftlichen Wandels den Einrichtungen den Status von peripher gelegenen Bildungszentren verlieh.

Die Beiträge von Miloslava Melanová und Tomáš Okůrka verdeutlichen den beharrlichen Ehrgeiz Reichenbergs, das politische und kulturelle Zentrum der Deutschböhmen zu werden. M. analysiert die Ereignisse, dank denen Reichenberg seine Ambitionen politisch umzusetzen vermochte: die Versammlung der deutschen Konstitutionellen Vereine in Teplitz (Teplice) (1848), in der Reichenberg „zum ersten Mal Hauptrepräsentant der deutschen Gebiete wurde“ (S. 342), die Erlangung der Stellung einer Statutarstadt (1850) sowie die Erklärung „zur Hauptstadt von Deutschböhmen“ 1918 (S. 370). Die politischen Ambitionen sollten auch auf kultureller Ebene ihren Niederschlag finden, worauf O. in seinem Beitrag zur Deutschböhmisches Ausstellung von 1906 verweist. Die Betonung der nationalpolitischen Inhalte sollte Reichenberg die Stellung als kulturelles Zentrum der Deutschböhmen sichern.

Auch Aussig strebte seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts danach, zu einem Zentrum aufzusteigen, was jedoch zum damaligen Zeitpunkt „eine völlige Illusion“ war, wie Václav Houfek und Kaiserová in ihrem Beitrag ausführen (S. 427). An politischer Bedeutung gewann die Stadt seit den 1890er Jahren als Hochburg der deutschen sozialdemokratischen Bewegung und in den 1930er Jahren als Zentrum des Widerstandes gegen die Nationalsozialisten. In Anknüpfung an die reiche, bis ins Mittelalter zurückreichende historische Tradition beanspruchte auch Eger den Status eines Zentrums. Am Beispiel des Egerer Museums zeigt Elisabeth Fendl die Strategien einer nationalen Konstruktion in einem „begrenzten Raum“ (S. 456) auf.

Der Sammelband stellt einen wertvollen Forschungsbeitrag zu Bildungs- und Wissenschaftszentren der Deutschen in Böhmen und in der Tschechoslowakei dar. Die Beiträge stützen sich zum größten Teil auf umfangreiches Material und schöpfen ihr analytisches Potenzial aus. Als sehr gelungen ist die Verknüpfung zwischen den thematisch breit angelegten Beiträgen zu würdigen. Im Hinblick auf den Titel des Buches hatte Reichenberg die besten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen, Zentrum der böhmischen Deutschen zu werden. Aber auch peripher gelegene Bildungseinrichtungen wie die Gymnasien in Maria Schein und Braunau konnten sich dank ihrer Offenheit gegenüber dem politisch und gesellschaftlich bedingten strukturellen Wandel zu Zentren entwickeln. Dennoch konnte der Wunsch nach einem eigenständigen, allumfassenden deutschböhmisches Zentrum bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nicht umgesetzt werden.

Bamberg

Zuzana Güllendi-Cimprichová

Jörg Hackmann, Marta Kopij-Weiß: Nationen in Kontakt und Konflikt. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1806-1918. (WBG Deutsch-Polnische Geschichte, Bd. 3.) WBG. Darmstadt 2014. 223 S., Abb., Kt. ISBN 978-3-534-24764-6. (€ 39,95.)

Von der auf fünf Bände angelegten *Deutsch-Polnischen Geschichte* der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft liegt nach dem zum Auftakt erschienenen Bd. 2 zur Frühen Neuzeit¹ nun Bd. 3 vor, der sich mit dem 19. Jh. einschließlich des Ersten Weltkriegs beschäftigt. Der von Jörg Hackmann und Marta Kopij-Weiß verfasste Teilband beruht auf derselben Grundstruktur wie Teilband 2: Auf eine kurze Einführung, die sich im Falle des vorliegenden Werkes im Wesentlichen mit den Kategorien „Raum“, „Grenzen“ und „Menschen“ auseinandersetzt, folgen zwei in etwa gleich lange Hauptabschnitte: Während zunächst in einem „Überblick“ chronologisch die wichtigsten Ereignisse und Akteure behandelt werden, kommen anschließend in „Fragen und Perspektiven“ übergreifende Problemfelder zur Sprache. Dies führt dazu, dass eng miteinander verknüpfte Phänomene wie „Germanisierung“ und „Polonisierung“ in unterschiedlichen Abschnitten behandelt werden (S. 61 f., 120 f.) Zugleich ist die Darstellung aber spürbar geprägt von dem Bestreben, nicht so sehr Fakten und Daten, sondern vielmehr Zusammenhänge und Konfliktkonstellationen aufzuzeigen – nur ganz selten verliert sich die Darstellung ein wenig in Details (vgl. z. B. auf S. 197 die Bemerkung zur Freiwilligen Feuerwehr in Lodz). In den Fließtext eingefügte Seitenangaben erleichtern das Verständnis, indem sie von einzelnen Ereignissen auf dazugehörige Aspekte bzw. tiefer gehende Erörterungen an anderer Stelle im Text verweisen – sowohl innerhalb der beiden Hauptabschnitte als auch abschnittsübergreifend.

Schon diese formalen Besonderheiten lassen erkennen, dass sich das Werk – dem Verlagsprofil entsprechend – an einen breiteren Leserkreis richtet. Folgerichtig beginnen H. und K.-W. ihre Darstellung mit einer geradezu klassischen Episode der neuzeitlichen deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte: Auf die Affäre um einen als Wohnsitz genutzten Zirkuswagen, mit dessen Nutzung der Bauer Michał Drzymała dagegen protestierte, dass er aufgrund des Feuerstättengesetzes von 1904 auf einer neu erworbenen Parzelle kein Wohnhaus errichten durfte, wird in der Historiografie immer wieder gern Bezug genommen. An ihr lässt sich gerade auch für Nicht-Fachleute beispielhaft ablesen, wie schwer sich die preußische Bürokratie damit tat, gegen den wachsenden, immer vielfältiger ausgestalteten Widerstand der polnischen Bevölkerung die östlichen Provinzen in sprachlicher, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht deutsch zu prägen. Aber die beiden Vf. sind natürlich weit davon entfernt, sich auf solche konfrontativen Ereignisse zu beschränken. In ihrem Verständnis lassen sich die deutsch-polnischen Verflechtungen „als ‚geteilter Raum‘ im doppelten Wortsinn beschreiben“ (S. 9) – zum einen geteilt voneinander durch zwei „sich zunehmend national verfestigte Gesellschaften“ (ebenda), zum anderen miteinander geteilt durch gemeinsame Lernprozesse und sonstige Entwicklungen, die nach wie vor gern unter dem Begriff „Akkulturation“ zusammengefasst werden. Die Vf. messen politischen Grenzen, die ja nicht ohne Grund auch als Versinnbildlichung deutsch-polnischer Spannungen herangezogen werden könnten, keine allzu große Bedeutung bei. Sie seien in der Teilungszeit durchlässig gewesen, und zwar nicht nur für Bevölkerungsgruppen, sondern auch für Ideen.

Diese Gewichtung ist nicht unbedingt selbstverständlich, wenn man die langfristige Entwicklung auf staatlicher bzw. politischer Ebene in den Blick nimmt. Die 1820er Jahre waren bezüglich der Beziehungen zwischen Deutschen und Polen noch von einer abwartenden, von einem gewissen Respekt geprägten gegenseitigen Einschätzung gekennzeichnet gewesen, nachdem sich die aus dem Wiener Kongress ergebende gesellschaftliche Ordnung etabliert hatte. In den 1830er Jahren rückte nach dem gescheiterten November-

¹ HANS-JÜRGEN BÖMELBURG, EDMUND KIZIK: *Altes Reich und alte Republik: Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1500-1806*, Darmstadt 2014.

aufstand wieder das Streben nach einer polnischen Nation in den Vordergrund, was über staatliche Maßnahmen, die dieses Bestreben unterbinden sollten, zwangsläufig auch gesellschaftliche Spannungen befördern musste. In der sog. „Polen-debatte“ in der Frankfurter Paulskirche im Juli 1848 erkennen H. und K.-W. dann den zentralen Wendepunkt in den deutsch-polnischen Beziehungen des 19. Jh., da sich hierdurch „ein fundamentaler Wandel nicht nur im Diskurs über die deutsche Nation, sondern auch in der deutschen Öffentlichkeit vollzogen habe“ (S. 52). Die vormärzliche Solidarität zwischen deutscher und polnischer Nationalbewegung, so die Vf., sei nun unwiderruflich dahin gewesen. Zum Ende des Betrachtungszeitraums, in den revolutionären Wirren 1918/19, waren praktisch alle deutschen Parteien dem neuen polnischen Staat gegenüber ablehnend bis feindlich eingestellt. Gemeinsame Bezugspunkte deutscher und polnischer Akteure erkennen die Vf. gerade auch im Bereich der Literatur, auf die recht ausführlich Bezug genommen wird (K.-W. ist insbesondere als Literaturhistorikerin hervorgetreten).

Insgesamt gesehen ist eine konzise, eindeutig (und zwar nicht nur aufgrund ihrer Sprache) auf die Bedürfnisse einer deutschen Leserschaft hin ausgerichtete Darstellung entstanden. Deutsch-polnische Geschichte findet hier ganz überwiegend auf polnischem Territorium und vor dem Hintergrund der Geschichte Polens statt; wohl nicht zufällig dominieren auf dem Cover die Farben Rot und Weiß. Polnischsprachige Literatur ist in der Bibliografie nur ganz vereinzelt und in den Fußnoten nur gelegentlich vertreten, was natürlich dem Reihenkonzept geschuldet ist – reizvoll wäre insofern der Gedanke einer *Historia polsko-niemiecka* mit schwarz-rot-goldenem Einband, die einer breiten polnischen Leserschaft die Beziehungsgeschichte in Abhängigkeit von der deutschen Geschichte erläutern würde. Einige wenige kleinformatige Abbildungen sowie zwei Landkarten auf den Umschlaginnenseiten ergänzen die Darstellung, sodass ein kompakter, handlicher Band entstanden ist, der die deutsch-polnische Geschichte des 19. Jh. (man könnte ergänzen: unter besonderer Berücksichtigung der polnischen Geschichte) souverän analysiert.

Marburg

Christoph Schutte

Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten. Hrsg. von Peter Stachel und Martina Thomsen. (Histoire, Bd. 35.) transcript. Bielefeld 2014. 293 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8376-2097-9. (€ 38,99.)

Seit etwa 100 Jahren ist der Tourismus Gegenstand der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung, seit den 1970er Jahren hat die Intensität der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stark zugenommen. Neben (kultur)historischen Fragestellungen, der ökonomisch-gesellschaftlichen Dimension und dem strukturellen Einfluss des Fremdenverkehrs auf die bereisten Orte hat ein Thema ungebrochene Konjunktur: Fremd- und Selbstwahrnehmung. Einen der prägendsten Begriffe in dieser Debatte hat 1990 der britische Soziologe John Urry geliefert mit dem „touristischen Blick“.¹ Demnach würde der bzw. die Reisende die bereisten Orte und Menschen mit kulturell vorgeprägten Schablonen wahrnehmen und gleichzeitig nach diesem Muster modifizieren. Das Ergebnis sei eine uniformierte, den konsumtorischen Erwartungen des Touristen angepasste Wirklichkeit.

Um Wahrnehmungen ging es auch in der interdisziplinären Tagung, die im Juni 2011 in Prag das Historische Institut der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, das Historische Seminar der Universität Kiel und das Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten. Ihr Ergebnis ist der besprochene Sammelband, mit Beiträgen zum Tourismus in Österreich-Ungarn und seinen Nachfolgestaaten. Die Publikation zeichnet sich – typisch für einen Tagungsband –

¹ JOHN URRY: *The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies*, London u. a. 1990.

durch eine große Heterogenität der einzelnen Artikel aus, wobei diese mal mehr, mal weniger auf das im Buchtitel benannte Gegensatzpaar „Exotik und Vertrautes“ eingehen. In einigen Beiträgen lassen sich alternative Zugänge identifizieren, worauf ich zum Schluss noch eingehe.

Nach einer methodischen Einführung vom Doyen der historischen Ostmitteleuropafor-schung, Rudolf Jaworski, widmet sich der erste thematische Beitrag den touristischen Medien, u. a. Postkarten und Plakaten. Werner Telesko analysiert anhand ausgewählter Beispiele die Bildsprache dieser Medien, vorwiegend aus der Jugendstilepoche. Konrad Köstlins Beitrag zur Darstellung von Tourismusgeschichte in Tiroler Museen befasst sich vor allem mit der nationalen Instrumentalisierung, also mit regionalen Abgrenzungsstrategien der deutschsprachigen Minderheit in Italien. Allerdings verlässt Köstlin mit seiner Analyse aktueller Ausstellungsprojekte eindeutig den zeitlichen Rahmen des Ta-gungsbandes.

Erst mit Pieter M. Judsons Artikel zu „Reisebeschreibungen in der ‚Südmark‘“ scheint der Band richtig in die Thematik von „Eigen und Fremd“ im Prisma des Tourismus einzusteigen. Der Autor geht detailliert auf Reisen nationalistischer Aktivisten zu Diaspora-Deutschen in den k.u.k.-Nachfolgestaaten ein und betont deren ambivalente Motivation: Einerseits galten die „versprengten“ Deutschen als Träger der traditionellen, „un-verfälschten“ Volkskultur, andererseits sollten sie in ihrem nationalen Selbstverständnis bekräftigt, gar instruiert werden. Die Leser im „Reich“ sollten wiederum dank der Reise-beschreibungen das „Fremde“ – eine Gemeinschaft jenseits der Staatsgrenzen und des eigenen Wahrnehmungshorizonts – als „Eigenes“ erkennen.

Mehrere Beiträge widmen sich dem Fremden im Eigenen – die Bukowina, Dalmatien und Galizien als Teil der Habsburgermonarchie wurden in zeitgenössischen Beschreibungen von zumeist deutschsprachigen Mittelschichtsangehörigen als „orientalisch“, „rück-ständig“ oder „exotisch“ bezeichnet. Dahinter standen klar identifizierbare rassistische Denkmuster, ein kulturell motiviertes Überlegenheitsgefühl gegenüber Slawen und (Ost-) Juden sowie ein zivilisatorisches Sendungsbewusstsein (vgl. Christoph Mick, S. 103 f.). Den Autoren der jeweiligen Beiträge (Mick, Andrei Corbea-Hoisie, Peter Stachel) gelingt dabei hin und wieder ein interessanter Perspektivwechsel, wenn etwa davon die Rede ist, dass die polnische Kultur für die einen Träger der „Schlüssel zu Europa, [der] Motor für Fortschritt und Verbesserung“ war (S. 105), während für die anderen die Allge-genwart des Polnischen als Ausdruck von Fremdheit und Hinterwäldlertum galt.

Die Rückständigkeit konnte im anderen Kontext ein Argument für die touristische Er-schließung eines Gebiets sein. Dass die Bereisung gerade peripherer Regionen eine „pa-triottische Pflicht“ sei, um so die Dimension und Vielfalt des Vaterlandes zu erfahren, ist ein durchgehendes Topos in vielen Ländern im 19. und 20. Jh. Im Fall der k.u.k.-Monar-chie kam die „multikulturelle“ Komponente hinzu – die Größe des mitteleuropäischen Im-periums zog eine nicht immer als positiv wahrgenommene Vielfalt an Völkern und Kultur-nen nach sich. Eine Reaktion war, sich auf das Eigene, sprich: Deutsche, zurückzuziehen und den Blick bewusst darauf einzuengen. Eine weitere Art, damit umzugehen, war eine diskursive oder tatsächliche Kommodifizierung der peripheren Regionen: Ohne in der Tourismuswerbung von der „exotischen“ Attraktivität abzurücken, wurden durch die Infra-strukturentwicklung, den Bau von Hotels durch (meist auswärtige) Investoren und die Herausgabe deutschsprachiger Reiseführer die Grundlagen für eine touristische Uniformie-rung gelegt.

Spätestens hier könnte man die Frage nach den Akteuren dieser Entwicklung stellen. An vielen Stellen des Buches kommen die Autoren auf die verschiedenen Interes-sen(gruppen) zu sprechen: die Bäder-, Wander-, Verschönerungs- und Automobilistenver-eine. Sie sorgten für die Errichtung von Aussichtstürmen und Wegweisern, förderten po-puläre Publikationen, ersetzten oft den Staat, wo es nötig war (vgl. S. 270), oder erfüllten klassische Lobby-Funktionen. Diese Perspektive wird im vorliegenden Band leider nur *en passant* thematisiert, ähnlich wie die Perspektive der „Bereisten“, die sich erfahrungsge-

mäß anhand traditioneller Quellen schwer rekonstruieren lässt. Dies wären Themen für ein mögliches Folgeprojekt und sollen kein Vorwurf an den ansonsten lesenswerten Tagungsband sein, der einige interessante Ansätze für die weitere geschichts- und kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Querschnittsphänomen Tourismus liefert.

Berlin

Mateusz J. Hartwich

Ulrich Andreas Wien: Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien. Martin-Luther-Verl. Erlangen 2014. 622 S., Ill. ISBN 978-3-87513-178-9. (€ 39,-.)

Der bekannte Osteuropa- und Kirchenhistoriker Ulrich A. Wien, der in Landau und wiederholt in Hermannstadt lehrt, legt in diesem Band vierzehn Beiträge vor, die in der letzten Dekade entstanden sind. Teils waren diese unveröffentlicht; andere sind zwar gedruckt, aber nur an recht schwer zugänglichen Orten greifbar. Die Beiträge stellen die Geschichte der Evangelischen Landeskirche A. B. (Augsburgischen Bekenntnisses) seit der Zeit des Großfürstentums Siebenbürgen (bis 1867) über die Phase der Zugehörigkeit zu Ungarn (bis 1918) und dann zu Rumänien dar und erlauben einen vertieften Einblick in die vielschichtigen Zusammenhänge der siebenbürgischen Kirchenlandschaft mit Deutschland. Der Titel des Buches *Resonanz und Widerspruch* trägt der Tatsache dieses großen Zeitraums durchaus Rechnung. Diese Spannung zeichnet nämlich nicht nur die Entwicklung Siebenbürgens als „Vielvölkerstaat“ mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen und dementsprechend verschiedenen Formen des Kulturtransfers aus, sondern ist auch passende Umschreibung der Evangelischen Kirche A. B. im Siebenbürgen des 19. und 20. Jh. So beleuchtet der Autor einerseits, dass Siebenbürgen, insbesondere die deutschsprachigen Gebiete, einen wichtigen Resonanzboden für das an den deutschen Universitäten produzierte und angeeignete Wissen zu Theologie und Gesellschaft bildete, andererseits aber diese Resonanz zum Widerspruch mutierte, wie die Entwicklung der evangelischen Landeskirche A. B., teilweise aber auch H. B. (Helvetischen Bekenntnisses), während der Diktaturen vor und nach 1945 gezeigt hat.

Die einleitende Studie erarbeitet das Hintergrundwissen, wie sich die Evangelische Kirche A. B. in Siebenbürgen kirchenrechtlich vom 19. bis zum 21. Jh. entwickelt hat; mehrere Statistiken verdeutlichen zudem ihre sich verändernde Stellung im Laufe der letzten 200 Jahre. Daran schließen sich einzelne Zeitepochen an, die der Autor genauer untersucht und vorstellt: In einem ersten Teil befassen sich die Studien mit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, insbesondere mit den Kontakten der Siebenbürger Sachsen mit den USA um 1920, der Entwicklung der Kirche A. B. nach dem Ersten Weltkrieg, der Schulpolitik nach dem Ersten Weltkrieg, dem nationalsozialistischen Einfluss im Religionsunterricht während des Zweiten Weltkriegs und schließlich der Tätigkeit des Evangelischen Landeskonsistoriums während des Zweiten Weltkriegs. Im zweiten, deutlich kürzeren Teil wird die Zeit nach 1945 untersucht, insbesondere die Vorstellungen und Überlegungen zum Verhältnis von Religiosität und Politik sowie die Frage der Religionsfreiheit im rumänischen Sozialismus. Im dritten Teil werden grenzüberschreitende Beziehungen, vor allem mit Deutschland, während des 19. und 20. Jh. präsentiert, dabei im Vorgriff auch die sich verändernde Situation der Evangelischen Kirche A. B. nach der Wende von 1989 bedenkend. In zwei Studien werden einerseits die Diasporaarbeit des Gustav-Adolf-Vereins bzw. -Werkes untersucht, andererseits die Partnerschaft des Martin-Luther-Bundes mit den Lutheranern in Siebenbürgen. Der Band ist mit über 130 Darstellungen angereichert, die den Text illustrieren und vertiefen. Das Buch schließt mit einem Namens- und Ortregister.

Ein genauerer Blick auf den ganzen Band offenbart, dass sich die Schwerpunkte der hier vorgelegten Studien von W. vor allem auf die Jahre 1918 bis 1945 konzentrieren. Mit Recht kann darum gesagt werden, dass durch die Herausgabe dieses Sammelbandes nicht nur seine Studien zu Stellung und Entwicklung der Evangelischen Kirche A. B. in Sieben-

bürgen während der Zwischenkriegs- und der Kriegsjahre gesammelt und zugänglich gemacht werden, sondern erstmals auch grundlegende Forschungen zu dieser Thematik einem größeren Kreis präsentiert werden. Die nachfolgende Zeit wird zwar nicht in der gleichen Tiefe untersucht, die entsprechenden Darstellungen runden aber doch die vorangehenden Studien bereichernd ab und kontextualisieren die Entwicklung der Kriegsjahre im Rahmen der nachfolgenden Zeit des Kommunismus und Postkommunismus.

Das Buch beeindruckt insbesondere durch die außerordentlich profunden Quellen- und Sachkenntnisse. Der Autor wertet die Quellen freilich nicht nur in minutiöser Weise aus, sondern druckt viele derselben auch *in extenso*, wie z. B. ein Protokoll der Landeskonsistorialsitzung vom 20. November 1941 (S. 313 ff.). Der Druck ausgewählter Quellen (anstelle der Paraphrasierung) ist darum besonders wertvoll, weil der Leser damit verstärkt in die historische Urteilsbildung miteinbezogen wird. Zudem können die Quellen viele im Band dargestellte Ereignisse nicht nur vertiefen, sondern sie lösen auch Betroffenheit aus. Trotzdem enthält sich der Autor weitgehend moralischer Wertungen und bleibt in seinen Urteilen durchwegs sachlich. Des Weiteren werden als Anhang mehrerer Studien Quellen gedruckt, die kaum oder gar nicht zugänglich sind. Es ist dabei nicht nur an das äußerst aufschlussreiche Tagebuch der Amerikareise von Pfarrer Berthold Buchalla aus Hermannstadt aus dem Jahre 1920 zu denken, sondern auch an Dokumente und Rechtstexte zur Religionsfreiheit in Rumänien während des Kommunismus, die teils nur in Rumänisch greifbar sind. Gerade diese Quellen bilden ein gutes Fundament zur weiteren Erforschung der Bedeutung und Stellung der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen während des 20. Jh. Letztlich füllt die hier vorgelegte Sammlung eine in der zumindest deutschsprachigen Forschung lange beklagte Lücke aus, die aber auch, dank der zahlreichen gedruckten Quellen, zu weiteren Forschungen anregt.

Zürich – Castrisch

Jan-Andrea Bernhard

Waldemar Potkański: Terroryzm na usługach ugrupowań lewicowych i anarchistycznych w Królestwie Polskim do 1914 roku. [Terrorismus im Dienste linker und anarchistischer Gruppen im Königreich Polen bis 1914.] Wydawn. DiG. Warszawa 2014. 567 S. ISBN 978-83-7181-859-2. (PLN 52,50.)

Winston Smith, der Protagonist aus George Orwells Roman *Neunzehnhundertvierundachtzig*, erklärt sich buchstäblich zu allem bereit, als man ihm anträgt, am Sturz des totalitären Staates Ozeanien mitzuwirken: „Sie sind bereit, einen Mord zu begehen?“ „Ja.“ [...] „Sie sind bereit, zu betrügen, zu fälschen, zu erpressen, [...], süchtigmachende Rauschgifte unter die Leute zu bringen, [...], Geschlechtskrankheiten zu verbreiten – alles zu tun, was dazu angetan ist, [...] und die Macht der Partei zu untergraben?“ „Ja.“ „Wenn es zum Beispiel irgendwie unseren Interessen dienlich sein sollte, einem Kind Schwefelsäure ins Gesicht zu schütten – sind Sie dazu bereit?“ „Ja.“¹

Kurz: Winston ist gewillt, zum Terroristen zu werden. Eine moralische Überlegenheit über das System, das er zu Fall bringen will, kann er so nicht mehr für sich beanspruchen, und es ist nicht zuletzt dieser Vorwurf, mit dem die Folterknechte aus Orwells fiktivem Staat Winstons Widerstand am Ende brechen. Dass Terrorismus im Ansatz amoralisch sei, die rationalen Grenzen zwischen Gut und Böse verwische und eben dadurch die kulturellen Fundamente unserer Zivilisation treffe, urteilt schließlich auch Waldemar Potkański in seiner Studie zum Terrorismus im Königreich Polen vor dem Ersten Weltkrieg (S. 463).

Die Not, Erklärungen für das Verhalten politischer Akteure zu finden, die solche Mittel nicht nur nicht scheuen, sondern sie geradezu zu ihrem Markenzeichen machen, könnte

¹ GEORGE ORWELL: *Neunzehnhundertvierundachtzig*. Roman, Zürich 1950, S. 202 (Zitat) und S. 314.

gegenwärtig kaum größer sein. Potkański hat dies erkannt und die Anschläge vom 11. September 2001, aber auch die fortdauernden Gräueltaten des so genannten „Islamischen Staates“ zum Anlass genommen, sich mit der polnischen Linken der Revolutionsjahre 1904-1907 zu befassen. Diese griff im Königreich Polen zu terroristischen Mitteln, um die russische Herrschaft im Land zu erschüttern. Ihre Ziele waren Vertreter der zarischen Behörden und Polizeikräfte, ein Höhepunkt ihrer Aktivität der „blutige Mittwoch“ vom 15. August 1906, als bei koordinierten Anschlägen in Warschau und der Provinz Dutzende getötet oder verletzt wurden.

Der Vf. will Ideologie und Vorgehen anarchistisch bzw. sozialistisch motivierter Parteien – vor allem der Polnischen Sozialistischen Partei (Polska Partia Socjalistyczna, PPS), der Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens (Socjaldemokracja Królestwa Polskiego i Litwy, SDKPiL) und des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes von Litauen, Polen und Russland (Bund) – darstellen und damit der gewaltbereiten Linken in Polen den ihr gebührenden Platz im wachsenden Forschungsfeld Terrorismus verschaffen. Seine Quellen sind amtliches (russisches) Schriftgut, zeitgenössische (vorwiegend polnische) Publizistik und Presse sowie Erinnerungsliteratur, die er überwiegend in polnischen Archiven und Bibliotheken aufgespürt hat.

Dass P.s Vorhaben lohnend ist, dürfte jedem klar sein, der das Thema auch nur oberflächlich kennt, denn im Russischen Reich erreichte der Terrorismus gewaltige Dimensionen: Bis zu 9000 Menschen, meist Vertreter des Staatsapparats, fielen allein zwischen Oktober 1905 und Ende 1907 Terroranschlägen zum Opfer. Im Königreich Polen war deren Zahl nur relativ gering: Allein für das Jahr 1906 wurden dort 336 Anschlagopfer gezählt (S. 313). Dabei waren es an der Weichsel oft Angehörige der verschiedenen Parteien und ihrer Kampforganisationen, die sich bei den gewaltsamen Auseinandersetzungen um die „richtige“ Politik gegenüber der russischen Teilungsmacht, aber auch um ihre jeweilige Vision der polnischen Gesellschaft gegenseitig umbrachten. Diese „Bruderkämpfe“ forderten im Jahr 1906 etwa 200, im Jahr 1907 noch einmal rund 100 Tote (S. 429). Sehr hoch gegriffen scheint die vom Vf. leider nicht kommentierte Angabe eines Zeitzeugen, dem zufolge im Königreich Polen 20 000 Menschen umgekommen und weitere 60 000 mehr oder weniger dauerhaft in die Fänge des russischen Repressionsapparats geraten seien (S. 459).

Trotz ihres präsentischen Ansatzpunktes und ihrer Anleihen in diversen Nachbardisziplinen wie der Politikwissenschaft, der Soziologie und auch der Psychologie ist P.s Arbeit doch in erster Linie eine historische, die der Geschichte der politischen Ideen, Organisationen und Parteien die meiste Aufmerksamkeit schenkt. Viel Raum nehmen die ideengeschichtlichen Voraussetzungen des Terrorismus ein. Bedingt durch die dramatischen sozialen Veränderungen, die Europa im 19. Jh. erlebte, wurden sie von politischen Denkern in Westeuropa und Russland geschaffen. Im geteilten Polen bzw. unter den Exilanten der „Nation ohne Staat“ wurde der Anarchismus Pierre-Joseph Proudhons und Michail Bakunins rezipiert und seine Anwendbarkeit auf polnische Verhältnisse reflektiert. Indessen machte die russische Organisation Narodnaja Wolja (Volkswille) mit ihren spektakulären Attentaten auf hohe und höchste Staatsvertreter großen Eindruck.

Nimmt man P.s Buchtitel beim Wort, dürfen seine Ausführungen über die polnischen Theoretiker des Terrorismus und der Abschnitt über die terroristischen Methoden der linken Parteien und anarchistischen Formationen vor 1914 wohl als die eigentlichen Herzstücke der Arbeit gelten. Die Hauptrolle spielt zu recht die Kampforganisation der Polnischen Sozialistischen Partei (Organizacja Bojowa Polskiej Partii Socjalistycznej, OB PPS), der zwischen 1904 und 1907 insgesamt über 7600 Personen angehörten und auf deren Konto die meisten Anschläge in dieser Zeit gingen. Für die vielleicht unumgänglichen, dabei wohl zwangsläufig etwas drögen organisationsgeschichtlichen Passagen entschädigt P. seine Leser, indem er die Logistik der Terroristen – Geldbeschaffung, Bombenbau und Waffenschmuggel – sehr spannend schildert.

Da die sozialistischen Parteien aller Schattierungen im Königreich Polen nicht die einzigen wichtigen politischen Akteure waren, widmet der Vf. auch der Perzeption des Terrorismus durch konkurrierende Gruppen ein großes Kapitel. Es behandelt besonders die konservativen „Realisten“ und die Nationaldemokraten, freilich mit wenig überraschenden Ergebnissen: Dass die „Partei der Realpolitik“, die einen „Ausgleich“ mit Sankt Petersburg anstrebte, und die Nationaldemokraten, die die gewaltsame Konfrontation mit der Teilungsmacht für unverantwortlich hielten, Terroranschläge scharf verurteilten, verwundert nicht. Insbesondere die *Endecja* hielt dieses Instrument nicht nur für die falsche Waffe im Kampf gegen Russland, sondern fürchtete vor allem auch den politischen und gesellschaftlichen Schaden, den sie in Polen selbst anrichtete. Gleichwohl organisierten die Nationaldemokraten ihrerseits bewaffnete Gruppen, die sich erbitterte Scharmützel mit den Sozialisten lieferten.

Diese wiederum erreichten ihre politischen Ziele trotz mehr oder weniger erfolgreicher Anschläge nicht: Zu groß waren die Ressourcen des Zarenreichs, das seine Autorität zumindest vorübergehend wiederherstellen konnte; außerdem entglitt der Linken die Kontrolle über den Terrorismus derart, dass sie selbst von ihm Abstand nahm: Zu viele Trittbrettfahrer der Revolution verbrämten gewöhnliche kriminelle Aktivitäten mit den Programmen der Sozialisten.

Im abschließenden Kapitel versucht der Vf., Licht auf die treibenden Kräfte des Terrorismus zu werfen, die nicht rein politischer Natur waren. Dieser interdisziplinäre Essay bündelt einige interessante Einsichten zum Zusammenspiel gruppenspezifischer, psychologischer und situativer Elemente (S. 443), die zu einem terroristischen Akt führen können. Er scheint indes weniger vergangene Terroristen als vielmehr diejenigen der Gegenwart verstehen zu wollen; dem Zugriff des Historikers dürften sich die mentalen Dispositionen der Revolutionäre von 1905 jedenfalls oft entziehen.

Aus historischer Perspektive beachtenswerter ist P.s These, der Terrorismus der Revolutionsjahre habe Jahre, bevor der Erste Weltkrieg Ähnliches anderswo in Europa bewirkte, einen Bruch in der politischen Kultur und in den sozialen Beziehungen Polens herbeigeführt (S. 462). Ob sich dies als bleibende Erkenntnis durchsetzt, zumal P. der „gesellschaftlichen Aktivierung“ am Ende doch noch etwas abgewinnt (S. 467), wird sich zeigen. An der Lektüre selbst dürfte es aber nicht scheitern: Das Buch ist zwar ein beachtlicher Wälzer, in dem der Anmerkungsapparat viel Platz einnimmt, liest sich aber, soweit ein von Hause aus nicht polnisch sprechender Rezensent dies beurteilen kann, insgesamt gut und ist auch vom Verlag ansprechend präsentiert.

München

Pascal Trees

Per Anders Rudling: *The Rise and Fall of Belarusian Nationalism, 1906-1931.* Univ. of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2015. X, 436 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-8229-6308-0. (\$ 29,95.)

Auch ohne den Begriff vom „Sonderweg“ unnötig zu strapazieren, lässt sich nicht bestreiten, dass die heutige Republik Belarus' im Vergleich mit ihren Nachbarländern hinsichtlich ihres (National-)Staatscharakters über eine Reihe markanter Unterschiede verfügt. So ist beispielsweise das Weißrussische als Umgangssprache zumindest in den Städten kaum anzutreffen. Außerdem ist Ethno-Nationalismus für die politischen Akteure jeglicher Couleur bislang keine Option. Stattdessen konkurrieren – in vereinfachter Deutung – ein offizielles, sowjetnostalgisches mit einem inoffiziellen, nationalistisch-oppositionellen Geschichts- und Nationskonzept, welches im Extremfall einem weißrussischen Sprachpurismus das Wort redet.

In Anbetracht dieser Konstellation geht der schwedische Historiker Per Anders Rudling im vorliegenden Werk, das auf seiner Dissertationsschrift von 2009 basiert, davon aus, dass es sich bei der Belarus' von Beginn an um einen nationalstaatlichen „Latecomer“ im östlichen Europa gehandelt habe. Abgesehen von den vagen historischen Ankerpunkten

– hierzu zählen nach wie vor das Fürstentum Polack sowie das Großfürstentum Litauen – hätten sich die weißrussischen (oder synonym „belarussischen“) Propagandisten im 19. und zu Beginn des 20. Jh. publizistisch in ihrer Auseinandersetzung mit der litauischen, ukrainischen oder jüdischen nationalen Bewegung oftmals des Polnischen, Russischen oder Jiddischen bedient. In einer derart multiethnischen bzw. multikulturellen Umgebung konnten nationale Identitäten nur recht willkürlich entstehen; „kulturelle Polyvalenz“ (S. 4) ließ sich unter diesen Umständen meist nur gewaltsam auflösen.

Ausgehend von diesem Milieu sowie den frühen Zeugnissen dezidiert weißrussischer Geistestätigkeit im 19. Jh. führt der Autor in die zentralen Begrifflichkeiten („Nation“, „nation building“) ein und unterteilt die Studie in charakteristische Phasen. Dass an dieser Stelle die „Klassiker“ (Herder, Marx/Engels) oder aber das Phasenmodell von Miroslav Hroch¹ der Theoriebildung dienen und ob sich Phase A (1906-1915), B (1915-1926) und C (ab 1926) im weißrussischen Fallbeispiel so exakt historisch abgrenzen lassen, ist des beherzten Einwandes wert. Unstrittig ist, dass der weißrussische Nationalismus primär auf bäuerlichen Wurzeln beruhte, sodass der weißrussischen Sprache am Westrand des Russländischen Imperiums eher die Funktion eines sozialen Unterscheidungsmerkmals zukam.

Gleichwohl geriet die weißrussische Sprache im späten Zarenreich in den Sog der nationalitätenpolitischen Auseinandersetzungen. Nach diversen Restriktionen infolge des polnischen Aufstands 1863/64 konnten erst nach der Revolution von 1905 weißrussischsprachige Publikationen nahezu ungehindert erscheinen, darunter die Zeitungen *Naša Dolja* und *Naša Niva*. Aus dieser Zeit rührt auch die hohe symbolische Bedeutung der Stadt Wil'nja (Vilnius, Wilno) für die weißrussische Nationalbewegung her, da dort die meisten dieser Druckwerke erschienen.

Im Ersten Weltkrieg wurde die aufkeimende weißrussische Nationalkultur zum Spielball deutscher Expansionspolitik. Eines der bis heute geschichtsträchtigen, wenn auch historisch widersprüchlichen Ereignisse war dabei die Ausrufung der „Belarussischen Volksrepublik“ (BNR) durch die kurz zuvor gebildete Rada. Intern war dieser Schritt durchaus umstritten, denn faktisch existierte die Republik nur dank deutscher Gnaden und wurde dementsprechend nirgends diplomatisch anerkannt, nicht einmal vom Deutschen Reich selbst. Gleichwohl erhitzen die BNR und ihre Staatssymbolik bis heute die Gemüter.

Nach dem Abzug der deutschen Besatzungstruppen rückte im Dezember 1918 die Rote Armee in Minsk ein, sodass am 1. Januar 1919 (in Smolensk) die Sowjetische Sozialistische Republik Belorussland (SSRB) ausgerufen werden konnte. Danach wechselten die politischen Verhältnisse mehrfach: Der SSRB folgte 1919 die kurzlebige Zusammenlegung der weißrussischen und der litauischen Sowjetrepublik („Litbel“). Nach dem Polnisch-Sowjetischen Krieg fielen im Frieden von Riga 1921 die westweißrussischen Gebiete als Teil der *kresy wschodnie* an Polen, ehe in den östlichen Teilen 1922 die Belorussische Sozialistische Sowjetrepublik (BSSR) offiziell gegründet wurde. Diese wurde schließlich 1924 und 1926 um Gebiete im Osten erheblich erweitert. Das war auch – unter sowjetischen Vorzeichen – der Ausgangspunkt für die Bildung einer weißrussischen Nation, die zunächst von einer weitreichenden „Belarusifizierung“ (d. h. im nationalen Sinne) in Partei, Verwaltung und höheren Bildungseinrichtungen profitieren sollte.

Als Kontrast zu den Abläufen in der Sowjetunion wird die spannungsgeladene Atmosphäre in der Zweiten Polnischen Republik wiedergegeben. Dort waren Vertreter der (west)weißrussischen Minderheit um alternative politische und kulturelle Entwürfe bemüht, erweckten jedoch das Misstrauen der Behörden. Hierzu hat der Autor die Presseveröffentlichungen der maßgeblichen politischen Bündnisse in Polen ausgewertet, ergänzt

¹ Vgl. MIROSLAV HROCH: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung patriotischer Gruppen, Praha 1968.

durch Archivquellen. Beide Bestände entstammen im Wesentlichen den Christdemokraten und der sogenannten Hramada (Belarusische Bauern- und Arbeitergemeinschaft²). Letztere wurde jedoch 1927 unter dem Vorwurf des Paktierens mit den Bol'ševiki zerschlagen.

Als 1939 im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes die „Wiedervereinigung“ der BSSR mit „Westbelorussland“ anstand, war wenig von einer emanzipierten weißrussischen Diaspora außerhalb der BSSR mit Gegenentwürfen zur stalinistischen Nationalitätenpolitik zu sehen. Zuvor waren bereits die nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten innerhalb der BSSR nahezu vollständig dezimiert worden, sodass die sowjetischen Narrative von dieser Seite auf keinerlei Widerstand mehr stießen. Dies ist einer der wichtigsten Gründe dafür, dass im Zuge der Auflösung der Sowjetunion bis 1991 kaum so etwas wie ein Unabhängigkeitsbegehren in der Republik zu verzeichnen war. Nach dem Ende des sowjetischen Imperiums dauerte es nicht einmal drei Jahre, bis sich die Fraktion der Sowjetnostalgiker politisch zurückmeldete und wieder einen autoritaristischen Kurs einschlug, begleitet von der alten Staatssymbolik und einer spezifischen Geschichtspolitik.

In seinen Ausführungen betrachtet R. systematisch die politischen Dimensionen des weißrussischen Nationalismus, nicht aber seine Widerspiegelung in literarischer Form (z. B. bei Francišak Bahuševič). Auch an anderer Stelle blendet er den einen oder anderen Aspekt aus. Insbesondere geht er nirgends auf die Ende der 1920er Jahre in der Sowjetunion einsetzende gewaltsame Industrialisierung und Kollektivierung ein, welche die politischen, sozioökonomischen und demografischen Verhältnisse innerhalb der BSSR gleichermaßen radikal veränderten.

Als Monitum wäre weiterhin anzuführen, dass neuere Fachliteratur (Darius Staliūnas³) oder pointierte Essays (Valentin Akudowitsch⁴) keinen Eingang in die Arbeit gefunden haben. Die Darstellung wartet auch hin und wieder mit überlangen Zitaten auf. Zu berichtigen ist noch, dass das Diktum „national in der Form, sozialistisch im Inhalt“ (u. a. S. 23) nicht auf Lenin, sondern auf eine Rede Stalins von 1925 („Über die politischen Aufgaben der Universität der Völker des Ostens“) zurückzuführen ist. Bei den Karten fällt auf, dass die Ortsnamenangabe nicht konsistent erfolgt ist. Grundsätzlich huldigt der Autor einer diffusen weißrussischen Norm, was die Zuordnung der Begrifflichkeiten angeht, ohne dass er dazu weitere Ausführungen anbietet. Der Neologismus „Belarusian“ mag im Englischen wie auch „belarusisch“ im Deutschen ganz eingängig erscheinen, zumindest in (ethno)nationalen Sinnzusammenhängen. Als Attribut ist er dennoch nicht in jedem Fall opportun. Absurd wird es daher, wenn u. a. von einer „Belarusischen“ Sowjetrepublik (S. 5) die Rede ist.

Sieht man von der – zugegeben etwas detailverliebten – Kritik ab, bleibt unter dem Strich ein überaus positiver Eindruck. Als neue Erkenntnisse bzw. einschneidende historische Charakteristika lassen sich aus der Studie mehrere Aspekte ableiten. Da wäre erstens die Konkurrenz der weißrussischen mit der jüdischen Nationalbewegung im historischen Ansiedlungsrayon vor 1914. Die BNR mag zweitens eine ephemere Erscheinung dargestellt haben; laut R. lieferte sie aber Lenin und Stalin später überhaupt erst einen konkreten Anlass zur Bildung der BSSR. Hinzu kommt drittens die normative Expertise der Ethnografen, die ganz wesentlich an der territorialen Ausdehnung der BSSR 1924/1926 mitgearbeitet haben, deren Ostgrenze bis heute noch besteht. Und viertens spielten zu Beginn der 1920er Jahre litauische Bestrebungen eine Rolle, die im Verein mit Moskau darauf abziel-

² Vgl. WERNER BENECKE: Die Ostgebiete der Zweiten Polnischen Republik. Staatsmacht und öffentliche Ordnung in einer Minderheitenregion 1918-1939. Köln u. a. 1999.

³ DARIUS STALIŪNAS: Making Russians. Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863, Amsterdam 2007.

⁴ VALENTIN AKUDOWITSCH: Der Abwesenheitscode. Versuch, Weißrussland zu verstehen, Berlin 2013.

ten, die Grenzen zu Polen zu revidieren. Hierdurch entwickelte sich die Hauptstadt Kaunas kurzzeitig zum Zentrum der weißrussischen Emigration.

Dem Autor ist es an dieser Stelle in beeindruckender Weise gelungen, die vielen regionalen Konfliktherde zu einer stringenten Erzählung zusammenzufügen. Was die sowjetische Nationalitätenpolitik angeht, so widmet sich R. in hervorragender Weise ihrer mikroskopischen Betrachtung an diesem ganz konkreten Beispiel. Es gelingt ihm aufzuzeigen, dass die Wurzeln heutiger Auseinandersetzungen um das nationale Erbe im Kern bis in die Zwischenkriegszeit zurückreichen, als die BSSR historisch *quasi* seit ewigen Zeiten an der Seite des russischen Brudervolkes verortet wurde. Insofern ist die Studie geradezu topaktuell.

Gießen

Rayk Einax

Post-Panslavismus. Slavizität, slavische Idee und Antislavismus im 20. und 21. Jahrhundert. Hrsg. von Agnieszka Gąsior, Lars Karl und Stefan Troebst unter Mitarbeit von Wiebke Heim. (Moderne europäische Geschichte, Bd. 9.) Wallstein. Göttingen 2014. 478 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8353-1410-8. (€ 48,-)

Als Kind der Romantik hat die Vorstellung einer kulturellen Einheit aller slavischsprachigen Völker besonders im „langen“ 19. Jh. auch zahlreiche politische Einigungskonzepte unterschiedlicher Couleur nach sich gezogen. Bezugnahmen auf „Slavizität“ sind in Politik, Kultur und Kunst zwar seltener gewordenen, finden sich in verschiedenen Variationen aber bis heute. Ein Projekt am Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas untersuchte von 2011 bis 2013 Beispiele dieser Formen von Identitätsbildung im 20. und 21. Jh. Ein Ergebnis der Projektarbeit ist der vorliegende Sammelband, nachdem einige der Beteiligten bereits ein Themenheft der Zeitschrift *Ost-europa* erstellt hatten, auf das zahlreiche Bezugnahmen erfolgen.¹ Bei den Beiträgern handelt es sich in der Hauptsache um Historiker und Slavisten, wie es denn auch zu den Zielen von Projekt und Band gehört(e), für beide Disziplinen das Konzept „(Post-)Slavizität“ bzw. den „Slawen-Diskurs“ als „eine das Fach einende Klammer bzw. einen Fluchtpunkt für Forschungsanstrengungen“ (S. 14) zu etablieren.

Eine knappe Einleitung und ein aus zwei Beiträgen bestehender „wissenschaftshistorischer Prolog“ – deren erster eine gekürzte englischsprachige Fassung des Einleitungsaufsatzes von Mithrsg. Stefan Troebst aus *Gemeinsam Einsam* ist – befassen sich mit dem aktuellen Stand des Umgangs mit „Slavizität“ in Politik und Wissenschaft. Eine an anderer Stelle geäußerte Kritik² kann dabei auf den vorliegenden Band übertragen werden: Die im Titel genannten Begrifflichkeiten werden nicht genauer voneinander abgegrenzt und scheinbar austauschbar verwendet. Gerade wenn mit ihnen ein eigenes Forschungsprogramm verbunden werden soll, wäre hier aus analytischen Gründen eine größere begriffliche Sensibilität, auch wenn diese im zeitgenössischen Gebrauch natürlich nicht immer vorhanden war, doch wünschenswert gewesen. In beiden Beiträgen wird dieser Komplex jedoch nur gestreift. Der neuseeländische Literaturwissenschaftlicher David Williams nennt in seinen Betrachtungen zum Stand seines Faches in der anglo-amerikanischen Wissenschaftswelt einige Gründe „to reject the ‚Slavist‘ term“ (S. 40) als Selbstbezeichnung. Auf die abschließende Frage „But what should we call ourselves instead?“ (ebenda) kann und will er aber keine Antwort geben. Überhaupt bildet sein Beitrag einen prägnanten Überblick über so manche Defizite des aktuellen wissenschaftlichen Betriebs.

¹ MANFRED SAPPER, VOLKER WEICHSEL u. a. (Hrsg.): *Gemeinsam Einsam. Die Slawische Idee nach dem Panslawismus*, Berlin 2009 (Osteuropa, 12/2009).

² Vgl. MARTINA WINKLER: Rezension zu SAPPER/WEICHSEL (wie Anm. 1), in: *Bohemia* 50 (2010), S. 239-240, hier S. 240.

Gerade mit Blick auf den quantitativen Bedeutungsrückgang des Faches auch im deutschsprachigen Raum – wobei die Slavistik noch um einiges stärker betroffen sein dürfte als die Geschichtswissenschaft – sind solche Eingeständnisse von Unsicherheit über den Gegenstand und die Zukunft der eigenen wissenschaftlichen Zukunft leider nichts Neues mehr. Und wenn jenseits der Diagnose die Suche nach Alternativen, wie bei W., unterbleibt, so stimmt dies wenig hoffnungsvoll.

Unbeeindruckt von solchen Überlegen gruppieren sich die 18 Fallstudien des Bandes – die hier nicht alle einzeln angesprochen werden sollen – paritätisch um die vier Themenkomplexe „Ideologien des Slavischen“, „Identitätskonzepte und (Selbst-)Verortungsstrategien“, „Mythologeme des Slavischen“ und „Perzeptionen des Slavischen“. Sie zeigen anhand einzelner Fälle die Potentiale einer Beschäftigung mit dem titelgebenden Themenkonglomerat auf, zumal sich hier so manche historische Grundlagen für aktuelle politische Befindlichkeiten oder auch Versuche von Rückbezügen im östlichen Europa finden lassen. Im ersten Abschnitt etwa betrachtet Jan C. Behrends die Bedeutung panslavistischer Motive in der sowjetischen Propaganda im Kampf gegen die deutsche Invasion im Zweiten Weltkrieg, die einen wichtigen Pfeiler in der Strategie zur Mobilisierung der Bevölkerung gegen die Wehrmacht bildeten. Entsprechende Bezugnahmen dienen dann besonders gegen Kriegsende bereits zur Legitimierung der kommenden Ordnung. Der traditionelle russische Oberhoheitsanspruch über die slavischen Völker wurde nun unter sowjetischen Vorzeichen neu gewendet. Der Bruch mit Titos Jugoslawien und die Tatsache, dass nun auch einige nicht slavisch geprägte Staaten unter sowjetischer Oberhoheit standen, ließen entsprechende Deutungsmuster freilich bald zurücktreten. Der imperiale Anspruch blieb davon unbenommen – ein Element, das auch im heutigen Russland Anhänger findet, womit sich u. a. der Beitrag des russischen Historikers Konstantin Niki forov befasst.

Die Untersuchungen zu „Identitätskonzepten und (Selbst-)Verortungsstrategien“ widmen sich hauptsächlich aktuellen Fragestellungen, was den Band auch für weitere Disziplinen wie etwa Politikwissenschaft oder Soziologie interessant macht. Jenny Alwart thematisiert „Vorstellungen über das ‚Slavische‘ und den ‚Osten‘“ (S. 163), wie sie in deutschen Tageszeitungen anlässlich der Berichterstattung zum Eurovision Song Contest 2005 in der Ukraine transportiert wurden. Besonders „Osten“ war dabei häufig präsent und stand zumeist für „politische Spannungen und mit Ängsten besetzte Bilder“ (S. 176), „Slavizität“ hingegen bildete „kein[en] präsent[en] Bezugsrahmen“ (S. 177) – ein Befund, zu dem man sich mit Blick auf das Oberthema des Bandes hier und an anderer Stelle einige detaillierte Ausführungen gewünscht hätte. Insgesamt wird deutlich, dass die Presse häufig wenig differenziert berichtet, woran sich bis heute kaum etwas geändert haben dürfte. Mit-hrsg. Lars Karl zeigt in seinen ausführlichen Betrachtungen zu Identitätskonzepten der Kosakenbewegung in Russland auf, dass auch hier „slavische“ Bezugnahmen eher die Ausnahme darstellen, wobei etwa pro-slavische gegenüber anti-westlichen Positionierungen dominieren. Insgesamt handele es sich bei den heutigen „Neokosaken“ eher um „ein interessantes Fallbeispiel für den allgemeinen Aufstieg national(istisch)er Bewegungen in sämtlichen Nachfolgestaaten der Sowjetunion“ (S. 196). Auch aktuelle Wiederanknüpfungen an die Sokol-Bewegung des 19. Jh. scheinen in Russland eher national(istisch) denn (pan)slavistisch geprägt, wie Irina Sirotkina ausführt.

Wechselverhältnisse (pan)slavischer und nationaler Bezugnahmen werden auch im dritten Abschnitt verhandelt, dessen Beiträge inhaltlich eng auf jene des zweiten bezogen sind. Eine zwiespältige Stellung von Slavizität konstatiert Jolanta Sujecka auch für die makedonische Nationalbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jh., da der Begriff „einerseits für notwendig gehalten wird, um die innere ethnokulturelle Zerrissenheit der Region zu überwinden, andererseits verliert aber durch die postulierte ethnokulturelle und nationalpolitische Abgrenzung zu den slavischen Nachbarn ihre Kontur und wird generell in Frage gestellt“ (S. 288). Ähnliches beschreibt Rüdiger Ritter für Identitätsbildungen in der Musik mit Blick auf Polen, Litauen und Belarus. Auf den Panslavismus als Ordnungsmodell wurde hier von polnischer und belarussischer Seite Bezug genommen, während die li-

tauische Nationalbewegung übernationale Verbindungen eher jenseits einer „slavischen Gemeinsamkeit“ (ebenda) suchte.

Die integrative Kraft antislavischer Vorstellungen und externe Wahrnehmungen von Slavizität allgemein werden schließlich im vierten inhaltlichen Block des Bandes thematisiert. Adamantios Skordos skizziert Kozeptionen einer „slavischen Gefahr“, wie sie in Deutschland, Österreich, Italien und Griechenland vertreten wurden. Dabei wird deutlich, dass „die Vorstellung von einer Gemeinschaft aller Slaven bei nicht-slavischen Europäern stark verbreitet war – wohl stärker als innerhalb der betroffenen Gruppe selbst“ (S. 390). Verbunden wurden solche Zuschreibungen im Lauf des 20. Jh. zunehmend mit einer Identifizierung von „Slaventum“ mit Bolschewismus/Kommunismus, wofür sich in allen vier von S. untersuchten Gesellschaften Indizien finden lassen. Solche übergreifend angelegten Beiträge, wie sich im Band noch weitere finden, verdeutlichen besonders gut die Potenziale einer transnational angelegten Geschichtsschreibung zum östlichen Europa, die auch den Faktor „Slavizität“ für sich analytisch fruchtbar machen kann. Zu einer solchen Geschichtsschreibung leistet der Sammelband, der auch mit zahlreichen aussagekräftigen Abbildungen ausgestattet ist, in der Summe einen wertvollen Beitrag.

Dresden

Martin Munko

Hans-Christian Harten: Himmlers Lehrer. Die Weltanschauliche Schulung in der SS 1933-1945. Schönigh. Paderborn 2014. 707 S. ISBN 978-3-506-76644-1. (€ 78,-)

Ein Bestseller wird *Himmlers Lehrer* nicht – trotz des modisch-bildhaften Titels, den vermutlich der Verlag verfügte. Man muss kein Prophet sein, um den Kreis der Interessenten als klein und die Zahl potenzieller Käufer als kärglich zu taxieren. Einerseits kennt das Buch keinen Kompromiss, es ist Backstein und Bleiwüste, wuchtig, ausladend, detailversessen, bisweilen unwegsam, kein graziler Essay, kein thesenstarkes Traktat; der alte Vorwurf Friedrich Nietzsches, die Wissenschaft verzehre sich nach Popularität, sie schneidere ihren Rock nach den Konfektionsmaßen des gemischten Publikums, prallt an ihm ab. Andererseits: Wer liest heute noch dicke Bücher, stürzt doch die Publikationsflut des „Akademischen Kapitalismus“ (Richard Münch) selbst den Gutwilligen in schiere Ratlosigkeit? Mehr und Mehr, so scheint es, wird die Lektüre, die kostbare Zeit raubt, ersetzt durch das eilige Überfliegen von Klappentexten, Abstracts, Rezensionen und Paraphrasen.

Hans-Christian Harten buhlt nicht um die Gunst des Lesers, dennoch oder gerade deshalb ist sein Buch wichtig. Was er ausbreitet, stand bisher nicht im Fokus der Historiografie. Die Quellenlage ist diffizil; der Autor musste zahllose Archive des In- und Auslands konsultieren, um die Spurensuche zu einem guten Ende zu führen. Überdies unterschied die historische Bildungsforschung lange Zeit gern zwischen Pädagogik und „Unpädagogik“, wo sie Strukturen manipulativer Bewusstseinsstrübung zu erkennen glaubte, erklärte sie sich für unzuständig. Mit anderen Worten, es herrschte ein Zustand vorsätzlicher Ignoranz.

Worum geht es? Die Schutzstaffel (SS) sah sich als Vorhut, als Kader und Korsett des NS-Staates mit eigenen Normen, Werten und Ansprüchen. Heinrich Himmler wünschte sich einen Männerorden, der nicht nur ergeben, schlagkräftig und kampferprobt, sondern auch ideologisch gestählt auftrat. Um dieser Ambition zu genügen, betrieb die SS einen ehrgeizigen, üppig wuchernden Apparat, der, Hand in Hand mit dem (para)militärischen Training, die „Weltanschauliche Schulung“ (WS) ihrer Mitglieder sicherstellen sollte. Die Architektur, Praxis und Stoßkraft dieses Apparates zu entschlüsseln, das Programm, das er diktierte, die Lehrmethoden, denen er Vorrang gab, die Fachleute, die er rekrutierte, zu ermitteln, stellt sich H. zur Aufgabe.

An der Spitze des WS-Gefüges stand seit 1938 das Amt C I des SS-Hauptamts in Berlin; C I war der Expertenstab, der ideologische *think tank*, der Weisungen erließ, Curricula schrieb und didaktische Handreichungen entwarf – für die Multiplikatoren, die Schulungsleiter, die in der Allgemeinen SS, in den Verfügungsgruppen und Totenkopfverbänden die

Arbeit vor Ort leisteten. Der Stoff, den die Zentrale der Peripherie zu unterrichten anwies, überrascht nicht. Es ging um Volkstum und Rasse, den völkischen Geschichtskanon vom I. zum III. Reich, die Gegner und Feinde des Regimes; die nationalsozialistische Kerndoktrin war in allerlei Modulation und Modifikation allgegenwärtig. Eher erstaunen die Direktiven, auf welche Weise zu lehren sei. Was an den Barras- und Kommissstion früherer Tage gemahnte, war verpönt, die preußische Pauker- und Steißstrommlerherrlichkeit galt als warnendes Exempel. Man verpflichtete das WS-Personal auf Authentizität und Ausstrahlung, erwartete Dialog statt Drill, Offenheit statt Reglement und Ritual, Phantasie statt Monotonie. Der Reichsführer SS verlangte, Faktenhuberei und intellektuelle Verstiegtheit zu meiden, und plädierte für eine volkstümlich-narrative Unterweisung, die Geist und Gemüt anspreche und niemanden überfordere. Unverhofft (und ungewollt) machte die SS Anleihen bei der Reformpädagogik, die zu schmähen der NS-Staat sonst keine Gelegenheit ausließ.

Dem Amt C I trat 1940, in Ergänzung und Konkurrenz, die Abteilung VI des Kommandoamts der Waffen-SS zur Seite. Je mehr sich die SS als Streitkraft neben Heer, Marine und Luftwaffe etablierte, desto stärker wuchs der Bedarf an WS-Spezialisten. Man benötigte sie in den Führer-, Unterführer- und Waffenschulen des Altreichs, aber auch auf okkupiertem Territorium, so in Prag und auf dem Truppenübungsplatz Böhmen nahe Benešchau (Benešov), dem größten Instruktionszentrum der Waffen-SS jenseits der Staatsgrenzen. Man brauchte sie europaweit in den Ausbildungscamps für „germanische“ und „fremdvölkische“ Freiwillige, nicht zuletzt bei der kämpfenden Truppe selbst. Die Schulung im Schatten der Front skizziert H. am Beispiel des 1. und 2. SS-Totenkopf-Kavallerie-Regiments mit 20, später 16 Reiterschwadronen, die 1940/41, übers Land verteilt, im besetzten Polen operierten. Die Einheiten dienten offiziell dazu, als Polizeiverstärkung für Ruhe und Ordnung zu sorgen; tatsächlich halfen sie bei der Drangsalierung, Exekution und Deportation der Zivilbevölkerung. Der Autor kann zeigen, dass jede Schwadron trotz der Einsätze, zu denen sie kommandiert wurde, wie von Berlin gefordert Schulungen durchführte. Freilich fehlte die Koordination; die WS-Führer, isoliert und auf sich gestellt, nutzten die Freiheit, die sich ihnen bot, und definierten ihre Aufgabe nach eigenen Vorstellungen und Vorlieben.

Gut 3000 Akteure vermag H. zu identifizieren und statistisch-prosopografisch zu erfassen, die teils kurz, teils lang für das Amt C I und die Abteilung VI arbeiteten. Die Männer waren jung, mobil und gesinnungsstark, völkisch-national sozialisiert, bildungsbürgerlich geprägt – eine versierte Funktionselite, keineswegs nur eine Anhäufung von Eiferern, Rigoristen oder Dilettanten. Zwei Drittel hatte studiert, jeder vierte besaß den Dokortitel. Während des Krieges stellten Pädagogen und Geisteswissenschaftler die Mehrheit, eine unbekannte Zahl von ihnen wurde verwundet oder versehrt und für den Kampfeinsatz auf Zeit oder Dauer untauglich; im WS-Apparat, in der Etappe, dienten sie bis ins Frühjahr 1945, als der Schulungsbetrieb kollabierte.

Die Bibliothek einer deutschen Universität sträubte sich, als das Jahr 2015 noch jung und die Kasse wohlgefüllt war, *Himmlers Lehrer* anzuschaffen. Die graue Stadt, in der die Hochschule residiert, und der Berg, auf dem sie thront, tun nichts zur Sache; doch ist zu hoffen, es möge anderswo in der Republik mehr Sachverstand und eben jene Einsicht in das Unverzichtbare geben, die in der Entlegenheit der Provinz mitunter fehlt.

Siegen

Alexander Hesse

Schuhe von Toten. Dresden und die Shoa. Hrsg. von Gorch Pieken und Matthias Rogg. Sandstein. Dresden 2014. 344 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-95498-054-3. (€ 20,-)

Man mag darüber erstaunen, dass das Militärgeschichtliche Museum der Bundeswehr neuerdings seine Aufgabe darin sieht, an die Deportationen ins besetzte „Protektorat“ im heutigen Tschechien und in das von Wehrmacht und SS eroberte Polen zu erinnern. Immerhin

war die Teilnahme deutscher Militärs an den antijüdischen NS-Verbrechen über allzu lange Nachkriegsjahrzehnte vernachlässigt, ja gelehnet worden.

Der Ausstellungsfläche nach ist das Militärhistorische Museum Deutschlands größtes Museum überhaupt. Diente das Zeughaus zunächst der Armee des Königreichs Sachsen, so wurde hier seit den 1920er Jahren die museal aufbereitete Vergangenheit der sächsischen Militärmacht glorifiziert (wobei deren Kriegsverbrechen 1914 in Belgien und anderswo ausgespart blieben); vor 1990 war das Gebäude der Geschichte der DDR-Volksarmee gewidmet.

Der Schwerpunkt der 2014 gezeigten Sonderausstellung liegt auf den jüdischen Deutschen aus Dresden. Doch der Titel nimmt die Worte eines zwölfjährigen Mädchens aus Polen auf, das im KZ Majdanek umkam. Sie hinterließ ein auf Polnisch verfasstes und von anderen mündlich tradiertes Gedicht über die Schuhe von Toten (*Buty trupów*), das sich in bundesdeutschen Ermittlungsakten wiederfand. Anliegen der Ausstellung über „Dresden und die Shoa“ sei es, „die Erinnerung an die[se] Menschen nicht erkalten zu lassen“ (S. 16). Im Mittelteil des Katalogs werden Porträts von 22 Dresdnerinnen und Dresdnern zusammengestellt, darunter auch die auf dem Umschlag abgebildete junge Frau im Badeanzug: Konnte Ruth Goldschmidt zunächst rechtzeitig aus NS-Deutschland fliehen, so verschleppten die Nationalsozialisten sie 1942 aus Belgien nach Auschwitz, wo ihr Leben auf grausame Weise vorzeitig endete.

In weiteren Kapiteln umreißen Militärhistoriker den Verantwortungsbereich der Wehrmacht, deren Vormarsch und brutales Besatzungsregime die Ermordung der jüdischen Bevölkerung erst ermöglichte. Tomasz Kranz vom Staatlichen Museum Majdanek in Lublin schildert das dort bis Juli 1944 bestehende deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager. Der Bedeutung Rigas für das kollektive Erinnern an den Judenmord wendet sich Winfried Nachtwei zu, ehe Alfred Gottwaldt der Rolle der Reichsbahn und ihrer beamteten Schreibtisch-Täter bei den über Dresden verlaufenden „Judendeportationen“ – insbesondere nach Theresienstadt (*Terezín*) – nachgeht. Lebten Anfang 1942 noch rund 1000 Juden in Dresden, so schrumpfte ihre Zahl bis Kriegsende auf 41 zusammen. Zu denen, die überlebten, gehörte der mit einer Nichtjüdin verheiratete Victor Klemperer, den Linda von Keyserlingk porträtiert.

Eine Bereicherung sind die heute schwer zu recherchierenden Geschichten über jene, die ihren jüdischen Landsleuten zu helfen versuchten – Regina Scheer würdigt sie im Kapitel „Stille Helden“. Den braunen „Tätern auf der Spur“ ist Mike Schmeitzner in seinem Beitrag über die Entwicklung in Dresden unter dem Nationalsozialismus. Die Beteiligung von Tätern aus Sachsen an den Mordtaten der „Aktion T4“ und an Verbrechen unter dem deutschen Besatzungsregime in Mittel- und Osteuropa scheint mir allerdings kaum ausführlich genug dargestellt.

Auch die Erinnerungskultur wird allzu kurz abgehandelt. Dass viele Mitglieder der einst blühenden Jüdischen Gemeinde Dresdens mit Wissen oder gar unter dem Beifall der Nachbarn in den Tod deportiert wurden, wird – wie Gorch Pieken feststellt – „nicht einmal mehr als Geheimnis bewahrt“: Es wurde erfolgreich „verdrängt“, und heute ist es schlicht in – erinnerungspolitisch gerade in Sachsen möglicherweise wohlthuende – Vergessenheit geraten (S. 20).

Im Anhang ist ein Erinnerungsbericht abgedruckt, der im August 1948 von einem jungen Überlebenden aufgezeichnet wurde. Der noch nicht 16-jährige Manfred Ogrodek beschrieb unter dem Titel „Einer von vielen“ die Stationen der Verschleppung seiner Familie in Gettos und Zwangslager Ostmitteleuropas – von Riga über Dünamünde, die Konzentrationslager Kaiserwald und Stutthof bis ins Lager Praust bei Danzig. Am Ende findet sich ein Foto von 40 Schuhen aus dem Majdanek-Museum. Sie stellen nur einen Bruchteil dessen dar, was die Befreier des Lagers im Juli 1944 vorgefunden hatten – große Haufen von Schuhen, deren Besitzer zuvor planmäßig ermordet worden waren. Ein Personenregister rundet den mit beeindruckenden Fundstücken aufwartenden und hervorragend bilderten Katalog ab; leider zerfällt er schon nach kurzer Benutzung in seine Bestandteile.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Władysław Bartoszewski: Mein Auschwitz. Übers. von Sandra Ewers und Agnieszka Grzybkowska. Schöningh. Paderborn 2015. 282 S., Ill. ISBN 978-3-506-78119-2. (€ 29,90.)

Władysław Bartoszewski war Zeuge vieler zentraler Ereignisse des 20. Jh. Er überlebte Auschwitz, kämpfte im Warschauer Untergrund gegen die deutsche Besatzung, verbrachte als Systemgegner insgesamt sechs Jahre in volkspolnischen Gefängnissen und amtierte nach 1990 zweimal als polnischer Außenminister. Ende April 2015, wenige Tage nach den Feierlichkeiten zum Jahrestag des Aufstands im Warschauer Ghetto, starb er im Alter von 93 Jahren. In seinem letzten Buch versammelt er mehrere, selbst ausgewählte Texte unterschiedlicher Autorinnen und Autoren, die Auschwitz in den Jahren 1940/41 so beschreiben, wie er es selbst kennengelernt hatte. Das Buch ist der Intention nach kein Forschungsbeitrag, sondern ein persönliches Vermächtnis und wendet sich mithin an einen breiten Kreis von Leserinnen und Lesern.

Es beginnt mit einem Interview, das der Direktor der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau Piotr M. A. Cywiński und der Sekretär des Internationalen Auschwitzrats Marek Zając zwischen November 2009 und Juni 2010 mit B. führten. Daran schließen sich vier Beschreibungen von Auschwitz an. Eine davon stammt unmittelbar von einem Überlebenden von Auschwitz, der den Text 1945 unter dem Synonym Pater Augustyn veröffentlichte. Die anderen drei Beiträge verfassten die Publizistinnen Zofia Kossak-Szczucka und Halina Kraheńska und der Schriftsteller Jerzy Andrzejewski im Jahre 1942, um der Öffentlichkeit im besetzten Polen ein Bild von den Geschehnissen im Lager zu vermitteln. Sie basieren auf den Schilderungen von Menschen, die in Auschwitz waren – der Text von Kraheńska beruht u. a. auf einem Bericht von B. selbst. Abgesehen von Andrzejewskis Beschreibung des Appells vom 28. Oktober 1940 lagen die Texte bislang nur auf Polnisch vor. B. stellt jedem Text eine kurze Erklärung voran, die über den Entstehungskontext informiert, was für die Einordnung hilfreich ist. Leider fehlen solche Erläuterungen bei dem einführenden Interview. Ergänzt wird die Sammlung durch einen kurzen, informativen Text über Untergrundpublikationen sowie durch eine Rede, die B. am 27. Januar 2005 zum 60. Jahrestag der Befreiung des Lagers in der Gedenkstätte hielt. Außerdem illustrieren zwei Bildteile die Berichte. Einer besteht aus Fotografien, die im Rahmen erkennungsdienstlicher Behandlungen bei der Aufnahme in das Lager entstanden. Sie zeigen Gefangene, die in B.s persönlicher Geschichte eine Rolle spielen. Den zweiten bilden acht Zeichnungen von verschiedenen Lagersituationen, welche die Auschwitz-Überlebenden Władysław Siwek, Mieczysław Koscielniaak und Jerzy Potrzebowski nach dem Krieg anfertigten.

Es ist B.s erklärtes Ziel, vor allem das „frühe Auschwitz“ zu dokumentieren, also das Stammlager für polnische Politische Häftlinge, in dem er selbst inhaftiert war. Schließlich unterschied sich dieser Lagerteil erheblich von dem Auschwitz II – Birkenau, welches von Mitte 1942 an zum zentralen Vernichtungsort für Jüdinnen und Juden wurde und das Bild, das heute von Auschwitz vorherrscht, maßgeblich prägt. B. selbst und die von ihm ausgewählten Autorinnen und Autoren beschreiben den Lageralltag schonungslos und detailreich. Sie lassen keinen Zweifel daran, dass Auschwitz kein Hort des Widerstands, sondern ein Ort der Quälerei war und die Häftlinge in der Regel keine Helden, sondern normale Menschen.

Es waren meist die Lebensumstände vor der Verhaftung, die bestimmten, welche Rolle ihnen im Lager zukam. So beschreibt B. anschaulich, dass er als ein bei einer Razzia eher zufällig festgenommener Häftling im Lager ein „Niemand“ war und nicht die besten Überlebenschancen hatte. Er war zu jung und zu wenig bekannt, um in der Häftlingshierarchie zu avancieren. Im Gegensatz zu einigen politischen Häftlingen, die tatsächlich politisch aktiv gewesen waren und über Netzwerke verfügten, hatte er keine Kontakte zu Widerstandsorganisationen, kannte niemanden und genoss daher zunächst auch keine Protektion durch einen erfahrenen Häftling. Zudem kam er aus einer bildungsbürgerlichen Familie, war körperliche Arbeit nicht gewohnt und besaß keine handwerklichen Fähigkeiten. Indem der Autor sich und seine Mithäftlinge mit ihrer jeweiligen Herkunft, ihren Talenten und

Kenntnissen in Beziehung zueinander setzt, zeigt er die Pluralität und Verschiedenartigkeit der Schicksale in Auschwitz auf. B. lässt in *Mein Auschwitz* keinen Zweifel an der kaum erfassbaren Komplexität der Lagerhaft: „Alle Häftlinge waren in ein und demselben Auschwitz, doch gleichzeitig war jeder in seinem ganz eigenen. Es gab unterschiedliche Kreise der Hölle und unterschiedliche Erfahrungen. [...] So muss man sich bewusst sein, dass die Geschichte von Auschwitz die Summe individueller Schicksale, Leiden und Erinnerungen ist. Und es darf nicht vergessen werden, dass diese Geschichte niemals zu Ende erzählt werden wird. Denn wir werden nie die Gelegenheit haben, die Erzählungen der Hunderttausenden kennenzulernen, die in diesem Lager ermordet wurden“ (S. 11 f.).

Der Band vereint nicht nur eine Vielzahl von Erfahrungen von Häftlingen aus den Jahren 1940 und 1941, sondern er vermittelt auch einen Eindruck von den frühesten Formen des Umgangs mit dem Phänomen Auschwitz in den Jahren 1942-1945 und bereichert damit den aktuellen Diskurs um die Anfänge von Erinnerung und Historiografie im Kontext der NS-Konzentrationslager.

Allerdings hätte das Projekt redaktionell etwas besser betreut werden können. So wiederholen sich zahlreiche die Untergrundpublikationen betreffende Informationen aus dem Interview und dem Text in den Erklärungen, die den Texten anderer Autorinnen und Autoren vorangestellt sind, teilweise sogar wörtlich. Im Interview irritiert ein wenig die mangelnde Zurückhaltung der Fragenden, die nicht nur ihrerseits viel erzählen, sondern Bartoszewski auch Worte, ja sogar Gedanken und Gefühle in den Mund legen. Es wäre dem Verständnis und Lesefluss förderlich und angesichts der ohnehin erfolgten redaktionellen Bearbeitung auch problemlos möglich gewesen, die Fragen wegzulassen und B.s Antworten in einen Fließtext zu verwandeln. Das hätte dem Bericht eine Ruhe verliehen, welche die Einschübe anderer Zeitzeugenberichte problemlos verkraftet hätte.

Władysław Bartoszewski hinterließ in Taten und Worten deutliche Spuren – in Polen und international. Viele davon stehen im Kontext des Umgangs mit der NS-Vergangenheit in Europa. So bewusst und offen wie in *Mein Auschwitz* ging der Autor zeitlebens mit seiner Zeugenschaft um, die er als Lebensaufgabe sah, als Verpflichtung des Überlebenden gegenüber allen im Lager Gequälten und Ermordeten (S. 13). Maßgeblich setzte er sich für die deutsch-polnische Versöhnung ein. Unter anderem prägte er die Arbeit des Internationalen Auschwitzrats, der seit 1990 die Geschehnisse des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau begleitet. Es zeichnet sein Leben aus, dass er gerade das tat und aussprach, was viele andere eher vermieden. Damit prägte er die polnische Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jh. wie kaum ein zweiter.

Uppsala

Imke Hansen

Peter Richard Pinard: Broadcast Policy in the Protectorate Bohemia and Moravia. Power Structures, Programming, Cooperation and Defiance at Czech Radio 1939-1945. (Prager Schriften zur Zeitgeschichte und zum Zeitgeschehen, Bd. 8.) Lang-Ed. Frankfurt am Main 2015. 388 S., graph. Darst. ISBN 978-3-631-66200-7. (€ 69,95.)

Die hier zu besprechende, aus einer Dissertation hervorgegangene Studie behandelt mit der Rundfunkpolitik einen im Gegensatz zur Pressepolitik bisher noch nicht hinreichend erforschten Teilbereich der nationalsozialistischen sog. Kulturpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren. Als Mitarbeiter von Radio Free Europe / Radio Liberty in Prag versteht Peter Richard Pinard selbst etwas vom Radiomachen, und die Studie profitiert davon, dass er Qualität und potenzielle Resonanz der wenigen erhaltenen Skripte einschätzen kann. So macht er z. B. plausibel, warum die „Militärpolitischen Betrachtungen“ von Emanuel Moravec, dem exponiertesten tschechischen Kollaborateur und Propagandisten der Besatzer, schon in ihrem Zuschnitt und der Art ihres Vortrags nicht radiotauglich waren.

Die Studie stellt die Rundfunkpolitik im Protektorat in den breiteren Kontext der Ziele und Methoden der dortigen Besatzungspolitik, die durch den Sonderstatus des angeblich autonomen Protektorats sowie den ab 1942 für das Reich zunehmend ungünstigen Kriegs-

verlauf modifiziert wurde. Auch die Ausgangslage in der „Zweiten Republik“ zwischen Münchner Abkommen und deutschem Einmarsch wird erläutert, weil bereits hier politische Säuberungen vorgenommen und Kontrollmechanismen geschaffen wurden, an welche die Besatzer dann anknüpfen konnten. Vorgestellt werden die Akteure sowohl auf der Seite des Tschechischen Rundfunks (Český rozhlas) wie auch der Besatzer, wo die Abteilung IV (Kultur) der Behörde des Reichsprotectors auch für die Rundfunklenkung und -zensur zuständig war. Der Vf. zeichnet die Interaktion der betreffenden Akteure anhand deutscher Akten sowie von Dokumenten aus den Nachkriegsprozessen tschechoslowakischer Gerichte gegen „Verräter und Kollaborateure“ nach. Sorgfältig wird zwischen passivem Widerstand, Kooperation, Kollaboration aus ideologischer Überzeugung oder Opportunismus unterschieden. Vorgestellt wird etwa der nach dem Krieg hingerichtete tschechische Faschist Alois Kříž, dessen tschechischer, wüst antisemitischer Sendung „Co víte o Židech?“ (Was wissen Sie über die Juden?) gegen sehr gute Bezahlung ziemlich viel Sendezeit eingeräumt wurde. Bemerkenswerterweise propagierte Kříž hier bereits im November 1941, als die ersten Judendeportationen aus Reich und Protektorat anliefen, offen deren notwendige „Ausrottung“ (S. 204).

Im Mittelpunkt der Studie steht die Analyse der Inhalte des tschechischen Rundfunks anhand von Programmzeitschriften wie *Týden rozhlasu* (Rundfunkwoche). Verständlicherweise konnten nicht die gesamten sechs Jahre deutscher Besatzung ausgewertet werden, als Sonde ausgewählt wurden die Kalenderwochen 9 der Jahre 1939 (als Ausgangssituation unmittelbar vor der Besatzung), 1942 und 1945 sowie 48 der Jahre 1939-1944. Diese einleuchtende Auswahl schließt Wochen mit staatlichen und sonstigen Feiertagen sowie die übliche Urlaubsperiode im Sommer aus, um das Alltagsprogramm zu treffen. Die ausgewählten Wochen werden unter den Aspekten Sendezeit, regionale Herkunft der Sendungen, Programmstruktur (wieviel Musik, Politik, gruppenspezifische Sendungen, hier beispielhaft für Arbeiter), Anteil deutscher Komponisten an der gesendeten Musik, Anteil deutschsprachiger Sendungen sowie „Germanization/Nazification Factor“ (GNF) untersucht. Darunter summiert der Vf. den Anteil von Musik deutscher Komponisten, deutschsprachigen Sendungen sowie prodeutschen bzw. pronazistischen Sendungen an der Gesamtsendezeit.

Der Vf. unterscheidet zwei Phasen der Rundfunkpolitik im Protektorat. Bis zum Herbst 1941 konnte das professionelle tschechische Radiopersonal die Germanisierung des Rundfunks in gewissen Grenzen halten, auch, weil die deutsche Seite die Fassade der tschechischen Kulturautonomie noch aufrechterhalten wollte. Das zahlenmäßig geringe, zudem unqualifizierte deutsche bzw. sudetendeutsche Kontrollpersonal war zu einer effektiven Kontrolle nicht fähig. P. betont deshalb zu Recht die offenbar „very low priority“ (S. 353) der Rundfunklenkung im Protektorat. Die deutschen Kontrolleure und Zensoren gewannen 1941 zeitweise großen Einfluss auf die Programmgestaltung und verdienten gut an selbstgeschriebenen Kommentaren.

Mit der Einsetzung des Reichssicherheitshauptamt-Chefs Reinhard Heydrich als Stellvertretender Reichsprotector trat um die Jahreswende 1941/42 ein „Interregnum“ (S. 249) und personelles Revirement ein. Mit Überleitungskommissar Hanns-Otto Fricke und ab Ende März 1942 bis zum Kriegsende Ferdinand Thürmer wurden erst jetzt, nach drei Jahren Besatzung, hochrangige reichsdeutsche Radioprofis ins Protektorat entsandt. Der Vf. kennzeichnet das „Interregnum“ aufgrund des deutlichen Anstiegs nazistischer Sendungen in tschechischer wie in deutscher Sprache als „tsunami flooding the Protectorate’s ether“ (S. 263) mit NS-Propaganda, in dem der GNF in der ersten Märzwoche 1942 einen Höchststand von 47,3 Prozent der Gesamtsendezeit erreichte. Thürmer professionalisierte ab März 1942 die Rundfunkpolitik der nun aus dem „Reichssender Böhmen“ und dem „Tschechischen Rundfunk“ gebildeten „Sendergruppe Böhmen“. Er suchte die tschechischen Radiomitarbeiter durch die Entfernung der verhasstesten deutschen Zensoren, durch eine bessere Bezahlung sowie ein betont freundliches Auftreten zu motivieren. Durch eine Gebührenerhöhung sowie die deutliche Reduzierung von Bezahlung und Sendezeit tsche-

chischer Kollaborateure wie Josef Oplustil, dem Autor der niveaulosen „Politischen Sketche“, wurde der Rundfunk saniert, die Einsetzung deutscher Abteilungsleiter im Tschechischen Rundfunk legte die Kontrolle in die Hände von Radioprofis und wahrte den Schein, es handle sich um ein tschechisches Kulturinstrument. Thürmer suchte das Niveau der Sendungen zu heben, fuhr den Anteil offen politischer Sendungen etwas und den Anteil plumper Propaganda in tschechischer Sprache stark zurück. Diese Professionalisierung fand die volle Zustimmung seiner Vorgesetzten in Prag wie in Berlin.

Im Zuge des „totalen Krieges“ kam es zu Konzessionen an die für die deutsche Rüstungsproduktion so wichtigen tschechischen Arbeiter, indem z. B. im März 1943 im „Arbeiter Rundfunk“ eine Sendung für „Grüße an die tschechischen Arbeiter im Reich“ eingeführt wurde. In den Jahren 1943 bis 1945 blieb der Anteil offen politischer Sendungen auf dem 1942 etwas zurückgefahrenen Level. Der GNF war im Februar 1945 nur geringfügig niedriger als im November 1941, allerdings waren die Sendungen nun sachlicher und z. B. für die wichtige Zielgruppe der Arbeiter praktischer und informativer ausgerichtet. So dürften größere Teile der tschechischen Bevölkerung eher zu erreichen gewesen sein als mit den primitiven, oft vulgären Formaten deutscher Nazis und tschechischer Faschisten, die, obwohl Dilettanten, zwischen 1941 und Frühjahr 1942 nach der Entfernung von bis dahin erfolgreich retardierend wirkenden tschechischen Radioprofis aus leitenden Positionen vorübergehend den Rundfunk dominiert hatten. Wenig überraschend kommt der Vf. zu dem abschließenden Urteil, dass die Beeinflussung der tschechischen Bevölkerung im Sinne der Besatzer „failed utterly“ (S. 355), ebenso der Versuch, Edvard Beneš und die tschechoslowakische Exilregierung in London zu diskreditieren. Was die NS-Rundfunkpolitik aber erreichte, ist der Anstieg amtlich registrierter Radiogeräte während der Besetzung um über eine Million, also 48 Prozent, bis zum 31. Dezember 1944, auch infolge der bewusst niedrig gehaltenen Gebühren, die um 25 Prozent unter den reichsdeutschen lagen.

Die gut geschriebene Studie füllt eine wichtige Lücke in den Forschungen zur NS-Kulturpolitik im Protektorat; ähnliche Studien zu anderen besetzten bzw. annektierten Gebieten könnten eine neue vergleichende Perspektive auf die NS-Besatzungspolitik in Europa eröffnen.

Augsburg

René Küpper

Kaarel Piirimäe: Roosevelt, Churchill, and the Baltic Question. Allied Relations During the Second World War. Palgrave Macmillan. New York u. a. 2014. XVI, 256 S., Ill. ISBN 978-1-137-44236-9. (£ 60,-)

The Second World War and its aftermath is a critical period in Baltic history, which exemplifies the vulnerability of small states. Kaarel Piirimäe offers a thorough and insightful analysis of the Baltic loss of independence through getting caught up in great power rivalries, alliances and divisions of spheres of influence. As P. points out in the preface of the book, his study deals with the Baltic question in relations between the US, Great Britain and the USSR in the 1940s and as such occupies a so far neglected niche in historiography.

The book's relevance goes beyond a historical contribution. The manifestation of great power politics in the Baltic region has recently gained new significance. The configuration of power today might reflect different dynamics but the 'prejudice against the small states' that P. observed over seven decades ago is still apparent (p. 84). As was the case in the Second World War, geopolitical and economic factors often outweigh the interests of the small states, which are perceived as trivial on a global scale. Thus, P.'s historical study is also extremely timely.

The author's analysis opens by outlining the main difference between the American and the British approaches towards the Baltic issue, placing it in a broader context. He notes that Winston Churchill and Franklin D. Roosevelt held different views on the question of colonialism. While the British were concerned with preserving the empire at any cost, the

Americans passionately advocated for the right to self-determination. British pragmatism and American idealism were evident in their attitude towards the Baltic States. As P. indicates, unlike Britain, the US publicly refused to recognise the Soviet annexation and granted facilities to the Baltic diplomats to continue their work abroad.

Nevertheless, with Hitler's attack on the USSR in June 1941 and the latter's coalition with the US and Great Britain, the position of the Baltic States was severely weakened. The new war allies had to reach a compromise, albeit a tacit one, on how to handle the Baltic situation. This might have been easier for the prudent British foreign policy leaders, but the US could no longer explicitly denounce the annexation either, even if it was in a clear violation of the Wilsonian principle of self-determination. Therefore, in the words of the author, 'Roosevelt's record of defending the rights of the Baltic States was in the final analysis not significantly more effective than Churchill's' (p. 2).

Given the acquiescence of the great power allies and the silent submission of the Baltic governments, it became inevitable that the Baltics would effectively fall under the Soviet rule. The issue of *de jure* recognition of the loss of the Baltic sovereignty—Moscow's long-term objective—remained unresolved. Hence, the Soviet presence in the Baltics was never legitimised. In other words, the interwar Baltic States never ceased to exist, as 'no legal death was pronounced' (p. 157). The beginning of the Cold War meant the end of the Big Three alliance and the freezing of non-recognition policies. Non-recognition also implied that the West discredited the USSR as an illegitimate empire.

The fact that the USSR did not terminate Baltic statehood but merely suspended it was best evidenced by the Baltic diplomats, who represented their states in London and Washington for the five decades of the occupation. P.'s study is focused precisely on these diplomats and civil servants, their networks and their challenging mission to advocate for the independence of their countries, countering Soviet pressure on Western governments to grant *de jure* recognition. The position of the diplomats was a difficult one because their primary function was not foreign policy making, but representation of their governments regardless of their own personal views. Evidently, their argument against *de jure* recognition was diminished by the failure of their governments to take a decisive stand against the Soviet invasion.

Regrettably, P. decides to analyse only the experience of Estonian diplomats. While it is certainly necessary to limit the scope of the study, reference to 'the Baltic question' in the book's title remains somewhat misleading, as do the references to 'Baltic diplomats' throughout the book. P. does not explain why he uses the terms 'Baltic' and 'Estonian' interchangeably, although he does not discuss Lithuanian and Latvian diplomacy. This leads to the assumption that the Estonian case is illustrative of the Baltic case as a whole. Even if that was correct—although failing to distinguish between the three states is often an oversimplification—this should have been justified more thoroughly. That being said, P.'s comprehensive and thought-provoking study is a valuable resource on this period of Baltic history, which despite persistent attempts to revise it has so far lacked historical clarity.

London

Agne Cepinskyte

Klucze i kasa. O mieniu żydowskim w Polsce pod okupacją niemiecką i we wczesnych latach powojennych 1939-1950. [Schlüssel und Kasse. Zum Umgang mit jüdischem Eigentum in Polen während der deutschen Okkupation und in den ersten Nachkriegsjahren 1939-1950.] Hrsg. von Jan Grabowski und Dariusz Libionka. Stowarzyszenie Centrum Badań nad Zagładą Żydów. Warszawa 2014. 628 S. ISBN 978-83-63444-35-8. (PLN 60,-)

Der Titel des Buches geht auf einen Satz Kazimierz Wykas zurück, den er fast prophetisch in seinem berühmten Essay *Gospodarka wyłączona*, erschienen zuerst 1957, noch vor Kriegsende formuliert hatte: „Für die Deutschen Schuld und Verbrechen, für uns Schlüssel

und Kasse.“¹ Gemeint war die Übernahme jüdischen Vermögens durch Polen nach Deportation und Ermordung der Juden durch die Deutschen. Wyka warnte damals davor, dass diese Eigentumsübernahme als Reaktion auf die deutschen Verbrechen das polnische Gewissen schwer belasten werde (vgl. S. 19 f.). Und in der Tat wurde die massenhafte Vermögensumverteilung in Polen fast bis heute tabuisiert bzw. vom „schlechtem Gewissen“ verdrängt. Eindrücklich illustriert wurde dies etwa durch die in Polen in den letzten Jahren äußerst aggressiv und heftig geführte Diskussion über die Filme *Pokłosie* (Nachlese) und *Ida*. In beiden Filmen stellt die Ermordung jüdischer Polen zwecks Übernahme von deren Eigentum durch ihre christlichen Nachbarn den Ausgangspunkt für die folgenden tragischen Geschehnisse dar. Umso verdienstvoller ist daher der hier anzuzeigende Sammelband, der sich dem Thema Eigentumsentzug, Umverteilung und Restitutionsbemühungen von jüdischem Vermögen in Polen zwischen 1939 und 1950 in zwölf Beiträgen quellengestützt nähert.

In der Einleitung verweisen die Hrsg. zunächst auf die europäische Dimension des Themas und gehen dann auf Situation und Forschungsstand in Polen ein. Ihr ernüchterndes Fazit lautet: „Die Forschungen polnischer Historiker zum Problem des Raubes jüdischen Vermögens [...] lassen sich schwerlich als imponierend bezeichnen. Zwar war die Problematik der Arisierung von Vermögen immer in der Forschungsliteratur präsent, jedoch wurde sie von Beginn an deutlich weniger intensiv beforscht als ähnliche Bestrebungen gegenüber ethnischen Polen“ (S. 16). Daran habe sich im übrigen auch nach 1989 nur wenig verändert, erst in jüngster Zeit seien in der Forschung Ansätze erkennbar, dieses Desiderat überhaupt zu benennen und entsprechende Forschungen voranzutreiben, denn „ökonomisch-gesellschaftliche Fragen müssen als einer der am schwächsten untersuchten Aspekte der Vernichtung der polnischen Juden angesehen werden“ (S. 24). Die Autoren des Bandes bemühen sich daher um Fragen wie: „Haben Polen sich am Holocaust bereichert und wenn ja, wie viele von ihnen und waren dies, wie bisher behauptet, degenerierte Elemente, die sich an den Krümeln vom deutschen Tisch gemästet haben, oder muss man von einem umfassenderen Phänomen sprechen? Von einer Mittäterschaft, die einerseits spürbare gesellschaftliche Resonanz haben und andererseits wesentlich zur Tragödie der polnischen Juden beitragen konnte? Würde die Beraubung der Juden als Form der Mittäterschaft mit den Besitzern angesehen oder als eigentümliche Form des ‚Schutzes der nationalen Substanz‘?“ (S. 25) Diese Fragestellungen werden hier so ausführlich zitiert, um die politische Brisanz des Bandes deutlich zu machen, dessen zeitlicher Rahmen eben nicht mit der Niederlage der Deutschen endet, sondern sinnvollerweise bis 1950 reicht, mithin also die erste Zeit der Volksrepublik umfasst, in der die neuen Machthaber vor der äußerst schwierigen Aufgabe standen, die Eigentumsverhältnisse nach dem Holocaust (und der Vertreibung der Deutschen) neu zu ordnen. Die in diesem Zusammenhang getroffenen Entscheidungen wirken zum Teil bis heute nach, sind also keineswegs nur von theoretisch-historischem Interesse.

Womit beschäftigen sich die Beiträge nun im Einzelnen? Nach dem Überblick über die Forschungslage in der Einleitung folgt als „Eröffnungsbeitrag“ vom einzigen deutschen Autor des Bandes, Ingo L o o s e, eine Betrachtung zu „Rechtlich-ökonomischen Aspekten der deutschen Okkupationspolitik und der Rolle der Banken sowie anderer deutscher Firmen im Generalgouvernement 1939-1945“. Loose weist hier zurecht auf die äußerst schwierige Quellenlage hin, hatten doch etwa Banken und Firmen mehr als ausreichend Zeit, ihre Archive entsprechend zu säubern. Statistische Aussagen ließen sich daher nur mit größter Vorsicht treffen, zumal es einen breitgefächerten Graubereich illegaler und

¹ KAZIMIERZ WYKA: *Gospodarka wyłączona* [Die ausgeschaltete Wirtschaft], in: DERS.: *Zycie na niby*, Warszawa 1984, S. 138-175, hier S. 157: „Na Niemców wina i zbrodnia, dla nas klucze i kasa“.

halblegaler Geschäfte und „Transfers“ gegeben habe. Dies lässt sich, *nota bene*, natürlich auch für die Restitutionsversuche nach 1945 sagen. Nach dem Beitrag von Jan Grabowski, der sich mit der bisher völlig unerforschten Tätigkeit der Treuhandverwaltung hinsichtlich jüdischer Immobilien im Generalgouvernement (GG) befasst, folgen mit den Beiträgen von Andrzej Żbikowski und Dariusz Libionka zwei Aufsätze, die sich sowohl mit der deutschen Pressepropaganda im GG zum Thema ökonomische Ausbeutung und Raub jüdischen Eigentums beschäftigen als auch – spiegelbildlich – mit der „jüdischen Frage“ und Eigentumsproblemen in der nationalistischen Untergrundpresse. Libionka stellt klar heraus, dass die nationalistische Untergrundbewegung schon sehr früh (1941) begann, von „ehemals jüdischem Eigentum“ (*pożydowskie mienie*) zu sprechen, das nach dem polnischen Sieg zur Stärkung nationaler Belange und dem Aufbau einer neuen Mittelschicht einzusetzen sei, auf keinen Fall aber zurückerstattet werden sollte.

Im folgenden Beitrag befasst sich Dagmara Swałtek-Niewińska mit der Tätigkeit des Möbelbeschaffungsamtes in Krakau und leitet damit bereits auf die Mikroebene über, die auch die Zeit nach 1945 mit einbezieht. Karolina Panz (bezüglich der Familie Singer aus Nowy Targ) und Małgorzata Melchior (bezüglich der Familie Wolanowski aus Warschau) beschreiben anschließend die Geschichten zweier Familie und deren Eigentums bis in die Nachkriegszeit bzw. bis heute. Beide Beiträge tragen als Mikrogeschichten zwischen synthetischen Beiträgen sehr gelungen zur Personalisierung der beschriebenen Ereignisse und deren Langzeitwirkung bei. Dem Problem der verbreiteten sog. „Aufbewahrung“ von jüdischem Eigentum durch Polen widmet sich Barbara Engelking.

Mit Nawojka Cieślińska-Lobkowicz's Überblicksbeitrag zur Restitutionspolitik im Nachkriegseuropa 1945-1955 wird schließlich der Themenblock zur Rückgabe „arisierten“ Eigentums eingeleitet. Ihm folgen abschließend die Beiträge von Alina Skibińska zur Problematik der Rückübertragung jüdischer Immobilien zwischen 1944 und 1950 am Beispiel von Szczepleszyn und Łukasz Krzyżanowski zur gerichtlichen Restitutionspolitik jüdischen Privateigentums zwischen 1945 und 1948 in Radom und Kalisz.

Die versammelten Beiträge geben einen sehr guten Einblick in die schwierige Thematik, werten größtenteils unerforschte Quellenbestände wie Gerichtsakten, Opferaussagen oder Dokumente untergeordneter Behörden aus und schlagen einen Bogen von den Vorgaben deutscher juristisch-ökonomischer Besatzungspolitik über deren Umsetzung und den polnischen Reaktionen darauf hin zu den Versuchen der Restitution jüdischen Eigentums nach dem Krieg. Dem Band gelingt es somit, die vom deutschen Besatzungsregime durchgeführte Enteignung der jüdischen Bevölkerung Polens und deren anschließende Ermordung als Ereignis zu beschreiben, in dem der polnisch-christlichen Bevölkerung keineswegs nur die Rolle des Zuschauers zukam und deren Auswirkungen bis heute zu spüren sind. Auch lässt sich, so die Quintessenz, für die unmittelbare Nachkriegszeit nicht pauschal auf kommunistische Nationalisierungspolitik und das allgemeine Chaos verweisen. Vielmehr gab es durchaus gesetzgeberische Versuche, der chaotischen Situation institutionell Herr zu werden. Für die weitere Forschung wäre hier die Zusammenarbeit mit Juristen sicher fruchtbar, ist es doch für Historiker nicht gerade leicht, Gesetze und Verordnungen fachgerecht zu interpretieren.

Berlin

Matthias Barelkowski

Hannah Maischein: Augenzeugenschaft, Visualität, Politik. Polnische Erinnerungen an die deutsche Judenvernichtung. (Schnittstellen, Bd. 2.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2015. 636 S., Ill. ISBN 978-3-525-30074-9. (€ 89,99.)

Die Vf. Hannah Maischein hat sich zum Ziel gesetzt, den visuellen Diskurs um die polnische Zeugenschaft der Vernichtung der europäischen Juden vom Kriegsende bis in die Gegenwart zu untersuchen. Hierbei fragt sie u. a. nach den Darstellungen und den damit einhergehenden (Selbst-)Positionierungen im Verhältnis zwischen polnischen Staatsbürgern jüdischer und nicht-jüdischer Herkunft, das sich in der zweiten Hälfte des 20. Jh.

als eines der kompliziertesten Beziehungsgeflechte überhaupt erwiesen hat. Im Vordergrund der theoretischen und methodischen Überlegungen der Vf. steht das Konzept der Augenzeugenschaft und deren Rezeption (bzw. Konstruktion) in verschiedenen Medien; Ausgangspunkt bildet hierbei die von Raul Hilberg entwickelte Trias von Tätern, Opfern und Zuschauern bzw. *by-stander*.¹ Hieran schließen sich Fragen nach den „Selbstbildern[, die] sich aus der polnischen Zeugenschaft“ ergeben (S. 12), an, wobei „Aushandlungsprozesse zwischen verschiedenen Interessengruppen berücksichtigt werden, um Kontinuitäten und Brüche aufzuzeigen“ (S. 32). M. betont hierzu, dass polnische Identität stets in Abhängigkeit von jüdischer Alterität gedacht worden sei (S. 38, 51 f.), was sie in den von ihr ausgewerteten Materialien anhand visueller Repräsentationen und Darstellungsweisen zu belegen versucht. Von besonderer Bedeutung sind hierbei jedoch der systemische Kontext und die Möglichkeit, in der Volkrepublik Polen Bilder, die von der Parteibürokratie als unpassend gewertet wurden, zu verbieten und so Leerstellen zu erzeugen, die die visuelle Erinnerungskultur prägten. Ebenfalls wichtig ist für M. der Zusammenhang zwischen Augenzeugenschaft und Topografie (S. 24). Ihre Untersuchungsgegenstände stammen dabei aus einem breiten Spektrum visueller Kultur von Plakaten über Ausstellungen, Collagen und Filmen bis hin zu Performances.

Die Studie beeindruckt durch ihren umfassenden Charakter, der durch den breiten Ansatz und die Materialien sowie durch den langen Untersuchungszeitraum bedingt wird. Der rote Faden der Darstellung wird durchbrochen von Kontextualisierungen und Beschreibungen der politischen Umstände, die auf den Entstehungskontext der Materialien einwirkten. Die Studie gliedert sich in eine längere Einleitung (S. 9-78), zwei Hauptteile, die nochmals unterteilt sind, sowie in Schlussteil und Anhang. Der erste Hauptteil widmet sich der Ausarbeitung einer methodischen und theoretisch fundierten Herangehensweise an Gegenstand und Fragestellung. Der zweite Hauptteil, unterteilt in drei Unterabschnitte, geht den eingangs gestellten Fragen anhand des gesammelten Materials nach. (Zwischen-)Zusammenfassungen und „Interpretationen“ in den einzelnen Unterabschnitten fassen die jeweiligen Detailbefunde zusammen und kontextualisieren sie in einem breiten Rahmen der politisch-kulturellen Umstände wie auch transnationaler Entwicklungen im westlichen Erinnerungsdiskurs an die Judenvernichtung.

Gekonnt verbindet die Vf. die visuelle Darstellung der polnischen Zeugenschaft, die das Ziel hatte, ein positives (Selbst-)Bild zu generieren, mit den politischen Anforderungen, die kommunistische Herrschaft über Polen zu legitimieren bzw. die jüdischen Zeugen für diese Zwecke zu instrumentalisieren. Dies mündete in einem gesellschaftlichen Konsens, der nach dem Stalinismus von Kommunisten wie Antikommunisten getragen wurde und dabei jüdische Protagonisten und jüdisches Erinnern an den Rand des Diskurses drängte. Des Weiteren betont M. die reziproke Abhängigkeit und gleichzeitige Andersartigkeit „polnischer“ und „westlicher“ Diskurse als Teil eines globalen Erinnerungsdiskurses an die Judenvernichtung, der vor allem durch den Ost-West-Konflikt auseinander driftete und in dem dadurch (Augen-)Zeugenschaft und insbesondere jüdische Zeugnisse unterschiedliche Funktionen einnahmen bzw. einnehmen. Ein zentrales Jahrzehnt stellen für M. die 1960er Jahre dar, als es im Westen zu einer Aufwertung der jüdischen Zeugen kam, in Polen jedoch zu deren Marginalisierung. Das „jüdische“ Narrativ (und die Opfer) sei dem „polnischen“, wie die Vf. treffend beschreibt, subsumiert worden (S. 145). Auch das Ende des Kalten Krieges und die Transformation nach 1989 brachten hierzu keinen unmittelbaren und umfassenden Umschwung; stattdessen wurden kritische und ambivalente Aufarbeitungen und Darstellungsweisen, die jenseits des während der sozialistischen Herrschaft dominanten heroischen Selbstbildes angesiedelt waren und den Zweiten Welt-

¹ RAUL HILBERG: Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945, Frankfurt a. M. 1992.

krieg und das polnisch-jüdische Verhältnis thematisierten, häufig als „antipolnisch“ kritisiert.

Gerade durch den umfassenden Charakter der Publikation und aufgrund einer thematischen Anordnung kommt es immer wieder zu Redundanzen und Sprüngen, die jedoch den Lesefluss im Wesentlichen nicht behindern. Allerdings hätten die im theoretischen Abschnitt zahlreich verwendeten Begriffe wie „Medialisierung“ und „Authentizität“ (S. 84) sowie „Diskurs“ (S. 16) definiert werden sollen. Zudem zeigen sich an einigen Stellen Ungenauigkeiten, die besonders den politischen Hintergrund betreffen: Wenn M. etwa die als Reaktion auf die Teilnahme der am Pogrom in Kielce im Jahre 1946 Beteiligten als „aus der volkspolnischen Gesellschaft“ ausgeschlossen bezeichnet (S. 229, 261), ist dies ein Anachronismus, denn die Bezeichnung „Volksrepublik“ kam erst nach der Annahme der Verfassung von 1952 offiziell zum Tragen. Auch einige Rechtschreibfehler und ungenaue Übersetzungen trüben das Gesamtbild ein wenig. Bisweilen führen ungeschickte Formulierungen zu Doppeldeutigkeiten, etwa bei dem Satz: „Die nicht-jüdischen Polen erklärten die Deutschen zu Untermenschen, die verklavt werden sollten“ (S. 95). Zudem sollte hinterfragt werden, ob die Funktion der Darstellung toter Juden „in den asymmetrischen Repräsentationen“ als „Objekte polnischen Heldenmuts“ in der Bestätigung des positiven polnischen Selbstbildes lag (S. 302) oder nicht vielmehr in der einer Ikone deutscher Verbrechen. Widersprüche gibt es besonders hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Nation(alstaat) und Marxismus; diese werden zum Teil als tabuisiert (S. 136, 139), andererseits als miteinander verbunden bezeichnet (S. 326). Problematisch erscheint auch, dass zeitweise die Akteure bzw. Adressaten nicht eindeutig benannt sind.

Im Anhang sollte bei einigen Einträgen die Unterscheidung in „Forschungsmaterialien“ und „Literatur“ hinterfragt werden. Zudem fehlen neue polnische Publikationen, die etwa die polnischen Diskussionen seit Claude Lanzmanns Film *Shoah* zusammenfassen² oder die politischen Hintergründe und die jeweilige kommunistische Erinnerungspolitik anhand der Feierlichkeiten zum Warschauer Ghettoaufstand untersuchen.³ Gerade letztere Publikation wäre für die Frage von Sag- und Zeigbarkeitsgrenzen und den dahinterliegenden Mechanismen im polnischen staatssozialistischen (Kultur-)System von Vorteil gewesen.

Dennoch legt die Vf. einen wichtigen – wenn auch aus Sicht des Rezensenten in seinem Umfang womöglich zu aufgeblähten – Beitrag zu Erinnerungsdiskursen in der westlichen Welt, zu der Polen mitgezählt wird, vor, der die spezifischen polnischen Positionen und Abgrenzungstendenzen beleuchtet.

Warszawa

Michael Zok

² PIOTR FORECKI: *Od Shoah do Strachu. Spory o polsko-żydowską przeszłość i pamięć w debatach publicznych*, Poznań 2010; englischsprachige Version: *Reconstructing Memory. The Holocaust in Polish Public Debates*, Frankfurt a. M. 2013.

³ RENATA KOBYLARZ: *Walka o pamięć. Polityczne aspekty obchodów rocznicy powstania w getcie warszawskim 1944-1989 [Der Kampf um Erinnerung. Politische Aspekte der Feierlichkeiten zum Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto 1944-1989]*, Warszawa 2009.

Bill Niven: Representations of Flight and Expulsion in East German Prose Works. (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture.) Camden House. Rochester 2014. 219 S. ISBN 978-1-57113-535-3. (£ 55,-)

Auch in der vermeintlich objektiven Wissenschaft ermöglicht Distanz zum Gegenstand oft einen anderen Blickwinkel, der neue Perspektiven eröffnet. Dies gilt nicht zuletzt für die deutsche Zeitgeschichte, die von den angelsächsischen German Studies seit langem in prägnanten, in Deutschland zu wenig beachteten Arbeiten klug analysiert wird. Einer ihrer britischen Vertreter ist der an der Nottingham Trent University lehrende William (Bill)

Niven, dessen jüngste Publikation der Darstellung von Flucht und Vertreibung in der DDR-Literatur gewidmet ist. Ausgangspunkt ist die verbreitete These, das Thema sei „tabu“ gewesen. Dieser Behauptung geht N. auf den Grund, mit einigermaßen verblüffendem Ergebnis. Um es vorwegzunehmen: Der Untertitel des Buches könnte eigentlich lauten „Das Tabu, das keines war“.

N. ist aus mehreren Gründen eine hervorragende Arbeit gelungen. Zum einen tut er das, was der Titel des Buches ankündigt, auf höchst fundierte und doch nie langatmige Weise. Sein Handwerkszeug ist eine unaufgeregte, klar strukturierte Diskursanalyse. Ihre Stärke ist u. a., dass sie die bisher kaum beachtete Unterhaltungs- und Jugendliteratur mit einbezieht, die offenbar weniger im Fokus des Zensors lag als die auch in Westdeutschland gelesene literarische Hochkultur. An N.s Buch zeigt sich aber auch der Wert einer Dekonstruktion dessen, was wir oft nur vermeinen zu wissen. Dem staunenden Leser eröffnet sich nämlich die faszinierende Erkenntnis, dass Flucht und Vertreibung der Deutschen in der DDR-Literatur keineswegs Tabuthemen waren; ja, dass im Gegenteil eine große Fülle von Werken existiert, die diese schwierigen Themen in verschiedensten Spielarten behandeln. Es gelingt zuletzt sogar, die Herkunft der Tabubehauptung zu rekonstruieren, doch dazu später. Nur ganz am Rande sei angemerkt, dass mir eine Erläuterung fehlte, nach welchen Kriterien die Werke ausgewählt wurden. Überdies wäre es hilfreich gewesen, zu jedem Titel das Erscheinungsdatum auch im Fließtext und nicht nur in der Bibliografie zu vermerken. Dies kann die Bedeutung des Werkes jedoch in keiner Weise schmälern.

Der Vf. hat 140 Titel der DDR-Literatur ausgewertet, sie durch 22 Werke der bundesdeutschen Literatur mit ähnlicher Thematik komplementiert und anhand von 24 Werken ostdeutscher Autoren nach der Wiedervereinigung die Weiterentwicklung des literarischen Diskurses im geeinten Deutschland mit einbezogen. Tatsächlich stellt N. fest, dass es keine Phase gab, in der das Thema aus der Literatur verschwand (S. 8). Auch in der Nachwendzeit entdeckten ostdeutsche Autoren Flucht und Vertreibung nicht eigentlich neu, sondern führten Elemente des literarischen Diskurses der DDR-Literatur seit 1945 weiter. Ebenso konstant war die Erklärung der historischen Ursachen von Flucht und Vertreibung, die in der DDR-Literatur stets als von Deutschen über Deutsche gebrachtes Unheil beschrieben wurden („Germans brought it upon Germans“, S. 25) – sehr im Unterschied zur Bundesrepublik.

Die Studie orientiert sich grob an drei Phasen, deren Einteilung jedoch nicht absolut zu sehen ist. Da ist zunächst die DDR-Aufbauliteratur der 1950er und frühen 1960er Jahre, für die die Figur des Flüchtlings eine wichtige Funktion hatte. Die Umsiedlerin repräsentierte darin den Wandel durch die neue Zeit: Weil sie allein – ohne Mann –, ungebunden und flexibel war, konnte sie zum idealen Träger des Neuen werden. Zugespielt formuliert gewann die Migrantin in dieser Darstellung mehr als sie verloren hatte: Statt der alten, überkommenen Feudalstrukturen eröffnete sich ihr die Chance auf eine freie und gleiche Heimat im Sozialismus (S. 54). Ab Ende der 1950er Jahre folgte eine Phase von Rückblick und Rückbesinnung auf Krieg und Kriegsende in Romanen, die Flucht und Vertreibung explizit zum Thema machten und deren wohl bekanntester Christa Wolfs *Kindheitsmuster* ist („Novels of War Revisiting“). Diese Werke waren häufig auch ästhetisch und formal innovativ, arbeiteten mit verschiedenen Zeitebenen, narrativen Sprüngen und Brüchen. In der Spätphase der DDR setzte, wie in anderen Künsten auch, in der Literatur eine Ernüchterung ein, die N. „The Skeptical Muse“ nennt und von den späten 1970er Jahren bis zum Mauerfall datiert. Flüchtlingsintegration wurde nun nicht mehr nur als Erfolgsgeschichte porträtiert. Das Spektrum der Umsiedler-Biografien, die in diesen Werken dargestellt werden, umfasst gescheiterte Integration, ja selbst Suizid und vererbte Traumata (S. 129 am Beispiel einer Trilogie über ostpreußische Flüchtlinge von Margarete Neumann). Darüber hinaus werden Parallelen zu den Erfahrungen polnischer Vertriebener gezogen, die es erstmals in der DDR-Literatur ermöglichten, ohne Schuldzuweisungen auch Deutsche als Opfer darzustellen („a symmetry of experience“, S. 126). Im Übrigen war die DDR-Literatur, wie N. zeigen kann, früher als ihr westdeutsches Pendant in der Lage, auch die Schicksale

jüdischer Opfer in der Darstellung von Flucht und Vertreibung der Deutschen zu erwähnen (z.B. in Hildegard Maria Rauchfuß' *Schlesisches Himmelreich*, 1968).

Die Arbeit identifiziert eine Reihe literarischer Topoi und Erzählstrategien, die nicht auf die DDR-Literatur beschränkt sein dürften und für die Erforschung der Darstellung von Flucht und Vertreibung auch in anderen Medien höchst relevant sind, so die Charakterisierung des Flüchtlings als sexuell promiskuitiv oder deviant (S. 135 am Beispiel von Werner Heiduczek's *Tod am Meer*, 1977). Andere narrative Strategien waren DDR-spezifisch, wie das Phänomen, dass in den Werken zwar durchaus Vergewaltigungen vorkommen, aber die Vergewaltiger in einer bemerkenswerten narrativen Übertragung wahlweise westdeutsche Soldaten oder feudale Gutsherren sind.

Die Studie funktioniert nicht zuletzt als kommentierte Bibliografie, zumal viele der besprochenen Werke heute schwer greifbar sind. Viele darunter harren ihrer Wiederentdeckung, und so bricht N. auch eine Lanze für die Qualität dieser Literatur, nennt beispielsweise Harald Gerlachs Novelle *Die Jungfernhaut* (1977) „a masterpiece“ (S. 147). Zuletzt plädiert er unbedingt dafür, die DDR-Literatur im Rahmen ihres eigenen Diskurses zu betrachten statt im Vergleich mit der Westliteratur. Hier setzt auch die Erklärung des vermeintlichen Tabus an: Wer den westdeutschen Diskurs als die Norm und die „richtige“ Repräsentation des Themas verstand, musste den nach eigenen Gesetzmäßigkeiten funktionierenden literarischen Diskurs der DDR als defizitär empfinden, in dem wichtige, im bundesdeutschen Diskurs fest verankerte Elemente fehlten. Ähnlich wurde in der westdeutschen Literaturkritik mit DDR-Autoren wie Christa Wolf verfahren, die eben nicht sowjetische Grausamkeiten bei Kriegsende thematisieren konnte, ohne sich damit außerhalb des DDR-Diskurses zu stellen. Die DDR-Literatur am westdeutschen Maßstab zu messen, verstellt jedoch den Blick für ihre Komplexität und Eigenständigkeit, ihre Heterogenität und – zumindest in der späten DDR – auch ihren durchaus kritischen Charakter (S. 193). Dennoch ist nicht leicht erklärlich, wieso sich gegen alle Faktizität der Mythos vom „Tabu Vertreibung“ in der DDR-Literatur so hartnäckig halten konnte. Viele der Werke waren als Populärliteratur echte Kassenschlager, aber oft eben keine Hochliteratur, die das Feuilleton besprach. Auch hier hilft die Erweiterung der Perspektive.

Kurzum, N. Arbeit ist ein Grundlagenwerk, an dem künftig keiner mehr vorbeikommt, und bietet darüber hinaus zahlreiche Anregungen für weitere Forschungen, ob zur DDR-Literatur oder zur Darstellung von Flucht und Vertreibung in anderen Medien wie Film und Fernsehen. Die immense Arbeit, die ganz offensichtlich in der Studie steckt, merkt man dem gut lesbaren Buch dagegen nicht an.

Leipzig

Jutta Faehndrich

Pawel Machcewicz: Poland's War on Radio Free Europe, 1950-1989. (Cold War – International History Project Series.) Stanford Univ. Press u. a. Stanford u. a. 2014. XIV, 421 S., Ill. ISBN 978-0-8047-9238-7. (\$ 65,-)

Radio Free Europe (RFE) began broadcasting to Poland in August 1950. From its first moments on the air, Poland's Communist government considered RFE a dangerous enemy. Paweł Machcewicz's book tells the story of the Polish government's campaign against the station. Polish leaders attacked RFE from a variety of angles. They declared it to be a CIA tool and an instrument of imperialism, published slanderous books about it, blocked its signal (a process known as jamming), arrested those who sent it information and even tried to infiltrate its staff. M. argues that the campaign against RFE was a constant of the Communist era. Although Poland stopped jamming RFE from 1956-1971 and again in 1988, the Communist regime devoted significant resources to undermining the station from the mid-1950s up until the moment of its demise.

Surprisingly, operations against RFE were the least well organized in the Stalinist era. Poland began to jam the station in 1951, at Soviet instigation. The active repression of listeners was also highest in this period. While private listening to foreign radio stations was

never banned, listening in groups or publicly talking about broadcasts was illegal. Between 1950 and 1954, over 40,000 people were sentenced to a year or more of hard labour for such offences. These actions were directed against Western radio in general, however, not RFE in particular. This changed in 1954, when the station broadcast a series of interviews with Józef Światło, a high-ranking secret police officer who defected to the West. After the Światło affair, Polish Communist party leaders and the security apparatus began to see RFE as a crucial source of Western propaganda and sabotage. Beginning in the 1960s, the Ministry of Internal Affairs identified RFE as a key threat to the socialist regime. Through the 1980s, Ministry officials believed RFE played an instrumental role in creating opposition to the socialist state. For this reason, efforts to undermine RFE continued, despite changes in domestic leadership and the existence of *détente*.

Throughout the book, M. concentrates on how the Polish security services attempted to neutralize RFE's 'ideological-political sabotage' (p. 106). They made many attempts to place agents inside RFE's Polish service. They approached RFE employees, their friends and relatives, and other individuals in the Polish émigré community who might be hired by or gain access to the station. The surviving documents show that they were able to gain a number of assets at the station, although they never had a high-level informant on the Polish desk. Their biggest success was with Andrzej Czechowicz, who had fled Poland in 1964, but quickly regretted his decision and wanted to return home. His collaboration with the secret police was apparently the price of his return. After agreeing to be an agent, he was hired by the RFE research department and worked there until 1971. During that time, he passed a variety of information on to Polish intelligence. The Ministry of Internal Affairs then used his 1971 return to Poland for propaganda purposes. Czechowicz gave numerous interviews and published a tell-all book (ghost written by ministry officials) that portrayed RFE employees as American agents, cynical opportunists, and 'Zionists'.

Slandering RFE employees was an important element of anti-RFE propaganda. M. argues that one of the most successful efforts in the anti-RFE campaign was the attempt to present Jan Nowak, the first director of the RFE Polish service, as a Nazi collaborator. When Nowak resigned in 1975, the Polish secret police believed their disinformation campaign against him was responsible. While M. does not concur, he does contend that the campaign played a significant role in heightening tensions among RFE staff, which was a factor in Nowak's departure.

RFE relied on sources inside Poland to provide information for its broadcasts. As a key element of the anti-RFE campaign, the secret police tried to silence RFE's Polish sources. M. devotes a chapter to a case study of one such operation: Operation Olcha, which investigated Władysław Bartoszewski. A former member of the political opposition, Bartoszewski began to send information to RFE in 1963. A large network of associates helped him to get his reports out of the country. The security services created an elaborate surveillance network around Bartoszewski and eventually arrested him and several others. In the end, however, charges were never filed, presumably because of the fall of Gomułka in 1970. Other targets were not so lucky. Józef Szaniawski was convicted of espionage in 1986 for giving information to RFE employees, who were portrayed as American agents.

The book is based largely on documents from the Polish security services, supplemented with materials from other Polish and American archives, including the collections of RFE itself. Since many of the pertinent records were destroyed in 1989, the documentary record is necessarily fragmentary. This unfortunate circumstance is perhaps partly responsible for the somewhat haphazard nature of the narrative within the individual chapters, which often seems to follow the trail of the available evidence more than any other clear rationale.

In his conclusion, M. argues that the story of Poland's campaign against RFE shows that totalitarianism is a valid paradigm for describing the entirety of the Communist period. The Polish Communist government, he says, consistently tried to control the minds of its citizens by limiting their access to alternatives and printing propaganda; whether or not

they were successful, they had 'totalitarian ambitions' (p. 285). The problem with totalitarianism is its limited analytic capability. As an explanatory concept, it does a poor job of helping us to think about evolution and change. For example, if it was so unceasingly totalitarian, why did Poland stop jamming RFE for fifteen years? By clinging to the totalitarian paradigm, Machcewicz is unable to provide a compelling answer. Much more seriously, the concept of totalitarianism clouds our ability to think about the similarities between East and West. In the totalitarian model, Communist governments tell lies in order to brainwash their citizens, while the West merely offers the truth. This simplistic picture ignores the ways in which Western 'truth' was also a complex discursive construction and, in its own way, a weapon in the Cold War battle for hearts and minds.

New Brunswick

Melissa Feinberg

Heidrun Hamersky: Störbilder einer Diktatur. Zur subversiven fotografischen Praxis Ivan Kyncls im Kontext der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung der 1970er Jahre. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 49.) Steiner. Stuttgart 2015. 281 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-515-10924-6 (€ 49,-.)

Diese an der Bremer Forschungsstelle Osteuropa entstandene Dissertation widmet sich dem Leben und Werk des tschechischen Fotografen Ivan Kyncl (1953-2004). Kyncl gehörte der mittleren und oftmals radikaleren Generation der Unterstützer der Charta 77 an und hat durch seine investigativen Aufnahmen nachhaltig deren Bild und Andenken geprägt. Wie viele seiner Mitstreiter/innen war Kyncl das Kind eines nach 1968 verfolgten Reformsozialisten. Sein Vater, Karel Kyncl, war Journalist des tschechoslowakischen Rundfunks und als Korrespondent tätig gewesen; seine Mutter Jiřina war ebenfalls glühende Anhängerin des Kommunismus und des Reformkurses von Alexander Dubček. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings war auch der Sohn Leidtragender der nunmehr einsetzenden Repressalien. Dies prägte offenbar Ivans kompromisslose Haltung, die sich auch in seinem fotografischen Werk niederschlägt.

Anlass zu der Beschäftigung mit dem Werk gab die Tatsache, dass Kyncls fotografischer Nachlass schon in den 1980er Jahren von der Forschungsstelle erworben wurde. Der Entschluss jedoch, demselben eine wissenschaftliche Studie zu widmen, ist in zweierlei Hinsicht ungewöhnlich und mutig. Denn erstens handelt es sich bei Ivan Kyncl um einen weitgehend unbekanntem Protagonisten aus der zweiten Reihe des Dissidentenmilieus, und zweitens konzentrierte sich die Forschung zu diesem Milieu bislang auf schriftliche Zeugnisse. Heidrun Hamersky betritt also in mehrfacher Hinsicht Neuland. Ihre Studie bedient sich in der Auseinandersetzung mit dem Bildmaterial sowohl historiografischer als auch kunsthistorischer Methoden, und sie analysiert sowohl das Leben als auch das Werk Kyncls im Kontext der Bürgerrechtsbewegung sowie des Normalisierungsregimes. Davon berührt war schließlich auch die (in der Interpretation der Vf.) subversive fotografische Praxis. Schließlich leistet das Werk eine biografische Analyse, die durch das weitgehende Fehlen von Ego-Dokumenten erschwert wird. Daher bedient sich H. über den Nachlass hinaus vielfältiger Quellen, die von Interviews mit Familienmitgliedern und Freunden über die Akten der Staatsicherheit bis zur internationalen Presse der 1970er Jahre reichen.

Schon die Einführung (Kap. 1) bringt daher eine ganze Reihe unterschiedlicher Forschungsperspektiven ein und entwickelt ein weit reichendes Panorama, das wie folgt umgesetzt wird: Zunächst wird das Leben Kyncls über seine Jugend und die durch die Verfolgung der Familie erschwerte Berufsausbildung, seine Rolle als Fotograf der Charta 77 bis hin zum (erzwungenen) Exil in London und dem 1980 dort begonnenen Neuanfang insbesondere als Theaterfotograf nachgezeichnet (Kap. 2). Dem Werk nähert sich die Vf. auf zweifache Weise: Kap. 3 widmet sich den Themen sowie den Entstehungs- und Publikationsbedingungen, während Kap. 4 eine Fotoanalyse vornimmt und dabei Kyncls „Visualisierung von Repressionen“ (so die Kapitelüberschrift) am Bild selbst darlegt. Im An-

hang finden sich u. a. ein Lebenslauf Kyncls, der Nachweis seiner Foto-Publikationen und Ausstellungen sowie schließlich ein Personenregister.

Kyncl war in das reformsozialistische Milieu hineingewachsen, aus dem 1977 ein Teil der Charta erwuchs. Im Sinne der „Sippenhaft“ lebte er damit unter den Augen der Staatssicherheit und erlebte Hausdurchsuchungen und Verhaftungen, noch bevor er selbst eine Wahl treffen konnte. Zugleich war er den Chartisten damit bekannt und genoss deren Vertrauen. Dies prädestinierte ihn als Fotograf der Charta 77. Zwar war er nicht der Einzige, der entsprechende Fotos anfertigte, aber doch der einzige professionelle Fotograf, der in diesem Umfeld arbeitete und seine Fotos noch vor 1989 (im Ausland, in der Exilpresse und im Samizdat) veröffentlichte. Dabei bediente er sich einer essayistischen Technik und fertigte Fotostecken an, die sich als künstlerischer Ausdruck der Repression verstehen lassen, gerade auch deshalb, weil die Aufnahmen die äußeren Bedingungen mit transportierten. Kyncl begab sich für seine Aufnahmen oft in große Gefahr und hörte damit auch nicht auf, als er selbst (nicht mehr nur als Sohn Karel Kyncls) beschattet, verhaftet und verfolgt wurde.

Seine wohl bekanntesten Fotografien dokumentieren die Beschattung František Kriegels. Diese konnten nur entstehen, da es Kyncl und Kriegel trotz dessen Beschattung gelungen war, eine Verabredung zu treffen, die vorsah, wo Kriegel unerwartet stehen bleiben sollte, um so seine Verfolger zu irritieren; die aus einem der Straße gegenüber liegenden Treppenhaus aufgenommene Fotostrecke zeigt deutlich, wie die Verfolger längere Zeit nahe bei ihrem Objekt verharren und darauf warteten, dass Kriegel weitergehen würde. Ein Teil der Fotostrecke ist kurz vor der KSZE-Konferenz in Belgrad (1977) in der *Sunday Times* und später in zahlreichen anderen westlichen Medien veröffentlicht worden. Darüber hinaus zeichnet sich Kyncls Werk besonders durch Aufnahmen von Gerichtsverhandlungen sowie Aufnahmen über Gefängnismauern hinweg aus. Als 1979 zahlreiche Mitglieder des Komitees zur Verteidigung der zu Unrecht Verfolgten (Výbor na obranu nespravedlivě stíhaných) vor Gericht gestellt wurden, nahm Kyncl dies zum Anlass, nunmehr selbst die Charta 77 zu unterzeichnen. Aufschlussreich sind seine Aufnahmen der Familienangehörigen der Angeklagten, die er klar als Mitleidende und Mitverfolgte darstellte; eine Gefühlslage, die Kyncl selbst wohl bekannt war. Damit ist auf ein weiteres Kennzeichen des Werks verwiesen: Kyncls Aufnahmen zeigen ihn zumindest indirekt als hochgradig involviert, und sie sind emotional geprägt. Dies gilt auch für die Aufnahmen über die Gefängnismauern hinweg, wobei die bemerkenswerteste eine Aufnahme der winkenden Dissidentin Otta Bednářová, der Mutter eines engen Freundes Kyncls, aus dem Fenster des Frauengefängnisses in Opava im Herbst 1980 ist; aufgenommen kurz vor seiner Emigration.

H.s Studie bewegt sich zwangsläufig sehr nahe an ihrem Objekt. An den Punkten aber, an denen die Leserin zu fürchten beginnt, sie ginge ihm auf den Leim, findet die Vf. sicher zu einer angemessenen, analytischen Distanz zurück. So macht die Studie nicht nur die von Kyncl festgehaltene Gefühlswelt nachvollziehbar; vielmehr gelingt es ihr auch zu zeigen, wie die Charta 77 durch ebensolche Dokumente frühzeitig die eigene Tradition pflegte und ihr Bild insbesondere im Westen selbst prägte; sie zeigt den Anteil des Normalisierungsregimes an der Radikalisierung insbesondere der jungen Unangepassten ebenso wie die Instrumentalisierung der Fotodokumente durch die westliche Presse. Insgesamt liegt damit ein schönes Buch vor, das man gerne liest und das trotz des engen thematischen Rahmens wichtige Facetten der Bürgerrechtsbewegung sehr anschaulich und behutsam darstellt; dazu gehört auch die eindringliche Würdigung der Frauen und der Kinder der Chartisten (wie auch der Unterzeichnerinnen) als Akteure, die so bislang selten dargestellt wurden. Getrübt wird das Lesevergnügen nur durch einige ärgerliche Flüchtigkeitsfehler insbesondere in den ersten Kapiteln, die durch ein gründliches Endlektorat zu vermeiden gewesen wären.

Regensburg

Natali Stegmann

Antoni Dudek: Reglamentowana Rewolucja. Rozkład dyktatury komunistycznej w Polsce 1988-1990. [Die reglementierte Revolution. Der Zerfall der kommunistischen Diktatur in Polen 1988-1990.] Wydawn. Znaki Horyzont. Kraków 2014. 462 S., Ill. ISBN 978-83-240-3027-9. (PLN 49,90.)

Das hier zu besprechende Buch ist die erweiterte Ausgabe eines 2004 erstmals erschienenen Werkes. Fünfundzwanzig Jahre nach dem politischen Umbruch in Polen ist die Debatte über die Art und Weise, wie dieser erfolgte, immer noch nicht abgeschlossen. Antoni Dudek schildert in seinem Buch den Prozess des Zusammenbruchs der kommunistischen Diktatur in Polen. Entscheidend für seine Analyse ist die Zeit vor dem politischen Umbruch. Dadurch möchte der Politikwissenschaftler und Historiker deutlich machen, welche Faktoren eine Beschleunigung und welche eine Verlangsamung des Prozesses verursachten. Gezielt verzichtet er auf Vergleiche mit anderen Ländern des sowjetischen Blocks. Der Schwerpunkt liegt auf der Analyse der innenpolitischen Szene, insbesondere der Entscheidung von General Wojciech Jaruzelski und anderen regierenden Politikern, die Macht mit der Opposition zu teilen. Der Einfluss, den die Sowjetunion auf die Ereignisse in Polen in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre ausübte, und die Reaktionen des Kremls werden ebenfalls berücksichtigt. Da jedoch Quellen aus russischen Archiven gegenwärtig schwer zugänglich sind, fußt diese Analyse nur auf sehr begrenztem Material (S. 10). D. betont, dass es ihm um die Darstellung von neuen Fakten und nicht um die Entwicklung von neuen Theorien geht. Aus diesem Grund hat er auf eine Wiedergabe der umfangreichen Theorien aus dem Bereich der Transformationsforschung verzichtet. Die Entwicklung einer eigenen Theorie liege noch weniger in seinem Interesse.

Das Buch basiert auf zahlreichen Archivquellen, die durch die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei (PVAP) und die Spezialdienste der Volksrepublik (VR) Polen produziert wurden. Trotz umfangreicher Vernichtungsaktionen, die 1989-1990 im Institut des Nationalen Gedenkens und in staatlichen Archiven (insbesondere im Archiv Neuer Akten) vorgenommen wurden, gibt es immer noch eine beachtliche Menge an Dokumenten, die die Tätigkeit dieser beiden Institutionen in der letzten Phase der VR Polen widerspiegeln. Zusätzlich wurden Quellen u. a. aus den Archiven des Innen- und des Außenministeriums, des Präsidenten und des Senats der Republik Polen in die Analyse mit einbezogen. Eine besonders lebendige Quelle bilden die Tagebücher von Personen, die in den 1980er Jahren zum Regierungslager gehörten. Besonders deutlich kommt das in den politischen Tagebüchern von Mieczysław Rakowski, 1988/89 Ministerpräsident, zum Ausdruck. Als zusätzliche Quelle wurde sowohl die offizielle Tages- als auch die Untergrundpresse in die Analyse einbezogen.

Das erste Kapitel betrifft die Jahre 1982-1987, die D. als die Periode des „Reifwerdens“ bezeichnet. Der Vf. betont, wie schwierig es sei, die ersten Symptome der Veränderungen in der Politik der Jaruzelski-Equipe zu verstehen, ohne das Handeln der PVAP-Leitung nach der Einführung des Kriegszustandes am 13. Dezember 1981 zu berücksichtigen. Der Auslöser für die massiven Proteste waren wirtschaftliche Schwierigkeiten in Polen, die zu großer Unzufriedenheit innerhalb der Bevölkerung führten. Die politische Opposition und die katholische Kirche spielten eine erhebliche Rolle für spätere Entscheidungen des Jaruzelski-Lagers. Im Gegensatz zur Mehrheit der politischen Führung im Ostblock begrüßte Jaruzelski den Machtantritt von Michail Gorbatschow 1985. Dieses Ereignis eröffnete Warschau nämlich die Chance, unbequeme Forderungen, Ratschläge und Postulate seitens des Kremls zu unterbinden. D. analysiert ausführlich die Rolle der katholischen Kirche. Nach Einführung des Kriegszustandes wurde sie für die Kommunisten nicht nur der wichtigste, sondern auch der einzige bedeutende Partner, der sich im Prozess der Pazifizierung der Gesellschaft als hilfreich erwies. Andererseits war es der PVAP-Führung klar, dass ein großer Teil der Geistlichen dem politischen System in der VR Polen kritisch gegenüberstand. Diese beiden Faktoren führten dazu, dass die katholische Kirche eine Art Doppelstrategie verfolgte: Einerseits distanzierte sie sich von der Opposition, andererseits sprach

sie sich für die Befreiung der politischen Häftlinge und für eine Erneuerung des gesellschaftlichen Dialogs aus. Dieses Verhalten führte sowohl im Zentralkomitee der PVAP als auch im Innenministerium zur Desorientierung. Einerseits wusste man, dass die Unterstützung der Kirche für geplante Systemreformen nötig war. Andererseits war man unsicher, für welche Seite sich die Kirche schließlich aussprechen würde.

Das zweite Kapitel betrifft die Zeitperiode vom Januar bis August 1988, in der alle wichtigen Entscheidungen getroffen wurden. Am Anfang stellt D. das Ergebnis einer Untersuchung über die Einstellung der Polen zur PVAP-Regierung dar, die Soziologen der Polnischen Akademie der Wissenschaften 1988 durchführten: Die Prozentzahl der Befürworter und Gegner fiel überraschender Weise gleich groß aus. Aufgrund der Unzufriedenheit in der Bevölkerung, insbesondere wegen der steigenden Preise, folgten im Frühjahr und Sommer 1988 zwei Streikwellen, deren Verlauf D. sehr detailliert in zwei Kapiteln beschreibt. Diese beiden Streikwellen führten zum Durchbruch. Jaruzelski wusste, dass sich etwas verändern musste. Er war sich jedoch unsicher, wie er bei der eigenen politischen Basis die Zustimmung zu den notwendigen Veränderungen erhalten sollte und wie weit er in seinen Zugeständnissen an die Opposition gehen konnte, ohne die Kontrolle über den Verlauf der Ereignisse zu verlieren. Laut D. waren diese Unsicherheiten ein wichtiger Faktor für die Beschleunigung der Erosion des politischen Systems.

Die Kapitel 3-5 betreffen die Ereignisse zwischen September 1988 und September 1989 – die Gespräche am Runden Tisch und die darauf folgenden Reformen. Eine wichtige Rolle bei der Realisierung der Dialogaufnahme zwischen Regierungsvertretern und Oppositionellen spielten die Reformen von Rakowski, der seit dem 27. September 1988 neuer Regierungschef war. Neu an seiner Politik war auch die Zusammensetzung des Kabinetts; es bestand überwiegend aus jungen Leuten, die keine typische Beamtenbiografie durchlaufen hatten. Diese Strategie sollte sowohl die Einführung notwendiger Reformen erleichtern als auch die Wahrnehmung der Regierung in der öffentlichen Meinung verbessern. Der Runde Tisch hatte ein überaus wichtiges Ziel zu verwirklichen: Er sollte die schlechte Stimmung in der Bevölkerung, die sich von Monat zu Monat in immer heftigeren Streikwellen niederschlug, allmählich aufbessern.

Das letzte Kapitel analysiert die Zeit von Oktober 1989 bis Dezember 1990 – die Veränderungen nach der Regierungsbildung durch Tadeusz Mazowiecki. In dieser Phase erreichte der Prozess der Zerstörung des alten politischen Systems seinen Höhepunkt. Die PVAP und der Sicherheitsdienst wurden aufgelöst. Weitere Säulen des Systems, die staatliche Administration an der Spitze, fingen an, sich an das neue demokratische System und die Marktwirtschaft anzupassen. In einem kurzen Schlusskapitel betont D., dass die Niederschlagung der kommunistischen Diktatur in Polen, innerhalb von nur wenigen Monaten und ohne Gewaltanwendung, ein Novum in der Geschichte Ostmitteleuropas darstelle. Eine einzelne schlüssige Erklärung gebe es dafür nicht, wohl aber zahlreiche unterschiedliche Erklärungen.

Das Buch ist eine faszinierende, gut lesbare Lektüre, die auf zahlreichen neuen Quellen basiert. Es ist sowohl Kennern der polnischen Geschichte als auch denjenigen zu empfehlen, die etwas über den Transformationsprozess von der kommunistischen Diktatur hin zur Demokratie erfahren wollen. Wer jedoch nach politikwissenschaftlichen Theorien sucht, könnte enttäuscht werden. Das Buch ist mit einer Bibliografie, einem Bildernachweis und einem Personenindex versehen.

Sønderborg

Katarzyna Stoklosa

Česká paměť. Národ, dějiny a místa paměti [Tschechisches Gedächtnis. Nation, Geschichte und Erinnerungsorte.] Hrsg. von Radka Šustrová und Lubomíra Hédlová. (Historie, Bd. 1.) Academia [u. a.]. Praha 2014. 457 S. ISBN 978-80-200-2411-4. (CZK 395,-)

Der Sammelband hat den Anspruch, Formen des tschechischen Gedächtnisses zu beschreiben und in den europäischen Kontext zu setzen. Die Hrsg. Radka Šustrová und

Luba Hedlová haben eine Auswahl von zwölf Autoren zusammengestellt, darunter renommierte Historiker und Politologen wie Miroslav Hroch, Françoise Mayer oder Miloš Řezník neben Vertretern des wissenschaftlichen Nachwuchses, die ihre Dissertation, Bachelor- oder Masterarbeit vorstellen. Die Texte beschäftigen sich mit regionalen Erinnerungsorten, aber vor allem mit zentralen Erinnerungsorten der tschechischen Nation. Alle Beiträge behandeln Erinnerungsorte des 20. Jh., überwiegend in ihrer Rezeption von 1945 bis 2010. Bei den englischen und deutschen Zusammenfassungen hätte es an einigen Stellen einer Durchsicht durch einen Muttersprachler bedurft.

Der erste Teil des Bandes beschäftigt sich mit der Theorie des kulturellen Gedächtnisses und dem historischen Bewusstsein (Hroch, Řezník). Jeder der Artikel beginnt mit einer eigenen theoretischen Verortung, die sich meist auf die (deutschen) Klassiker der Erinnerungsorte und des kollektiven Gedächtnisses bezieht. Hroch erläutert zu Beginn Begrifflichkeiten und thematisiert das historische Bewusstsein, über das er das kollektive Gedächtnis erläutert. Er unterscheidet reflektierte und unreflektierte Vergangenheitsbezüge. Letztere sind Mythen, die dem Wissen entgegenstehen. Hroch sieht das kollektive Gedächtnis für den Zusammenhalt einer Nation als sehr wichtig an. Im zweiten Teil wird in drei Beiträgen dargestellt, wie einzelne tschechische Persönlichkeiten (Milada Horáková, Tomáš G. Masaryk und Zdeněk Nejedlý) erinnert bzw. vergessen werden. Der abschließende dritte Teil beschreibt Formen von Geschichtsdarstellungen in Museen und Gedenkorten; thematisiert werden u. a. das Duchcov-Viadukt sowie der Gedenkort Vitkov. Im Folgenden werden einzelne Beiträge näher betrachtet.

Tomáš Sniegoň bespricht, wie die tschechische nationale Identität vor dem Hintergrund der Europäisierung in der Erinnerung an den Holocaust zwischen 1992 und 2004, dem Jahr des EU-Beitritts der Tschechischen Republik, formiert wurde. Er beschreibt dies als einen Prozess, der von außen und von oben eingeleitet worden sei, und sieht die Erinnerung an Shoa und Porajmos, den Völkermord an den Roma, in der Tschechischen Republik daher als gescheitert an. Es bleibt leider ein Desiderat, den der Sammelband nicht einlöst, die Erinnerung an den Porajmos in der Tschechoslowakei breiter und über 2004 hinaus zu thematisieren. Roma- und Menschenrechtsorganisationen kritisieren seit Langem das fehlende Gedenken an das ehemalige Konzentrationslager Lety, auf dessen Gelände nach wie vor eine Schweinefarm betrieben wird. Es wäre wichtig gewesen, die Diskussion hierüber politisch einzuordnen, gerade auch deshalb, weil die Gedenkstätte Lidice, die den Band herausgegeben hat, auch für den Gedenkort Lety zuständig ist. Gleiches gilt für die Beschäftigung mit dem Erinnerungsort Lidice selbst. Beide Hrsg. waren bzw. sind selbst jahrelange Mitarbeiterinnen der Gedenkstätte. Dennoch findet Lidice als Erinnerungsort keine Erwähnung, sondern hat demnach nur den Anstoß für die Entstehung des Buches gegeben.

Besonders interessant für den deutschen Lesenden sind tschechische bzw. tschechoslowakische Beispiele der Erinnerungskultur aus der und über die Zeit des Sozialismus. Ondřej Táborský untersucht das Museumswesen in der Tschechoslowakei in der Zeit der Normalisierung, d. h. in den 1970er Jahren nach der Niederschlagung des Prager Frühlings. Von der Umgestaltung waren rund 300 Museen betroffen, wobei Táborský die Wirkung auf die Einwohner durch die mangelnde emotionale Verbindung eher gering einschätzt. Für ihn sind die 1970er Jahre für die Geschichtsinterpretation entscheidend, weil erst dann die theoretischen Grundlagen von 1948 in der Praxis umgesetzt worden seien.

Jakub Jareš liefert, wie er schreibt, keine Bewertung, sondern einen Überblick über die Museen und Gedenkstätten, die sich mit dem tschechischen Kommunismus beschäftigten. Sein Artikel bietet einen guten Überblick bis zum Jahr 2010 und geht über die reinen Museen und Gedenkstätten hinaus. So beschreibt er auch sehr wichtige erinnerungskulturelle Erscheinungen des Alltags, wie Filme und politische Debatten. Diese Debatten liefen nicht unbemerkt voneinander ab und hätten tiefer analysiert werden sollen. Dem umstrittenen Institut für das Studium totalitärer Regime (Ústav pro studium totalitních režimů) sind vor dessen Gründung 2008 wichtige erinnerungspolitische Debatten über den Umgang mit der sozialistischen Tschechoslowakei vorausgegangen. Die Aufzählungen lassen Raum für

Interpretation, eine Positionierung hätte man sich aber auch vom Autor selbst gewünscht. Interessant ist dessen Bemerkung, dass durch die Diskussionen über die Zwangsmigrationen, die vor allem im Vorfeld der Deutsch-Tschechischen Erklärung 1997 begannen, ein insgesamt sehr starkes historisches Bewusstsein in der tschechischen Gesellschaft erweckt worden sei. Daraufhin, so die These des Autors, sei das allgemeine historische Bewusstsein geschärft und auch die unmittelbare Vergangenheit einbezogen worden. Der „Schlussstrich“, den Jareš für den gesellschaftlichen Umgang mit der sozialistischen Vergangenheit für 1990 konstatiert, wäre demnach 1997 aufgelöst worden. Für diese Bemerkung legt er leider zu wenige Belege vor.

Der Sammelband leistet einen wichtigen Beitrag zur Beschäftigung mit der Erinnerung an den und während des Sozialismus in der Tschechoslowakei bzw. der Tschechischen Republik. Sowohl die Aufarbeitung der Vergangenheit als auch ihre Bedeutung für Politik und Gesellschaft geben spannende Anregungen für die weitere Beschäftigung. Etwas mehr Mut zu Themen der unmittelbaren Vergangenheit wäre wünschenswert gewesen. Den Sammelband sollte man als Anstoß für weitere Analysen nutzen.

Dresden

Frauke Wetzel

Philipp Ther: Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent. Eine Geschichte des neoliberalen Europa. Suhrkamp. Berlin 2014. 430 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-518-42461-2. (€ 26,95.)

Mit dem vorliegenden Werk hat sich Philipp Ther an die Spitze des *economic turn* der Geisteswissenschaften gesetzt. Die aktuelle Weltwirtschaftskrise inspirierte den Wiener Historiker, die Transformationen Osteuropas nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus zu überdenken. Welche Lektionen können wir aus den neoliberalen Reformen der 1990er Jahre ziehen? Welche hätten wir ziehen sollen?

T. untersucht die Anwendungsweisen und Auswirkungen des Washington Consensus. Diese zehn Thesen des britischen Wirtschaftstheoretikers John Williamson zur Deregulierung, Liberalisierung und Privatisierung repräsentierten die Grundlage für „den“ Neoliberalismus. Ihre Umsetzung machten Geldgeber wie der Internationale Währungsfonds oder die Weltbank zur Bedingung für Kredite, mit denen die maroden Planwirtschaften im ehemaligen Ostblock zu kompetitiven Marktwirtschaften um- und zu neuen Demokratien aufgebaut werden sollten. Dieselben Mechanismen greifen heute unter dem Schlagwort „Austerity“.

T. verbietet sich eine pauschale Verurteilung: *Den* Neoliberalismus gebe es nicht. Neoliberale Reformen seien nie einheitlich oder alternativlos gewesen. Entgegen den Vorgaben des Washington Consensus habe der Erfolg der neuen Marktwirtschaften nämlich „vor allem vom staatlichen Rahmen und von Verwaltungsreformen“ abgehangen (S. 108, 239). Den Erfolg der verschiedenen Reformen habe das „Humankapital“, dem er ein eigenes Unterkapitel widmet, gesichert: Der „Verlauf des Systemwandels hing [...] in hohem Maße davon ab, wie sich die Gesellschaft, soziale Gruppen und einzelne Menschen auf die massiven Herausforderungen einstellten“ (S. 17).

Nuanciert vergleicht T. die Reformen in Polen, der Tschechischen Republik, der Slowakei, den baltischen Staaten, der Ukraine und der Russischen Föderation. Verständlich erklärt er eine Vielzahl an Statistiken, die er von Eurostat, OECD, Weltbank oder IWF übernimmt. Hilfreich sind Anekdoten und praktische Beispiele. Die Analyse stützt sich auf Dorothee Bohle und Béla Greskovits, die drei Systemtypen der Transformation identifiziert haben: neoliberal kapitalistisch, eingebettet neoliberal und korporatistisch.¹ Diesen fügt T.

¹ DOROTHEE BOHLE, BÉLA GRESKOVITS: *Capitalist Diversity on Europe's Periphery*, Ithaca 2012.

noch eine vierte Kategorie, oligarchisch-neoliberal, für die russische Föderation und die post-sowjetischen Folgestaaten hinzu. Kritisch schätzt er das Verhalten westlicher Wirtschaftsexperten, vor allem bei *The Economist* und in *think tanks*, ein, deren Bewertungen der *emerging markets* nicht nur die Realität, sondern oft auch die Reformprozesse verzerrt hätten.

Die Kapitel eins bis vier dürften jenen helfen, die den Zeitraum 1989-1991 nicht erlebt oder weniger aufmerksam verfolgt haben.² T. setzt sich mit politischen Entscheidungsträgern wie Leszek Balcerowicz, Aleksander Kwaśniewski, Václav Klaus, Gyula Horn, ihren Prinzipien und Maßnahmen auseinander. Neoliberale Rhetorik, die zunächst einmal internationale Geldgeber beruhigte, habe nicht unbedingt neoliberale Praxis bedeutet, wie das Beispiel Klaus belegt. Die EU kommt erstaunlich gut weg: Sie habe krasse Auswüchse neoliberaler Reformen und des (sozial)wirtschaftlichen Umbaus korrigiert und besonders in die Infrastruktur investiert. Somit habe sie eine wichtigere, weil positivere Rolle als die viel gepriesenen *foreign direct investments* gespielt.

Interessante Akzente setzt der Vf. in Kap. 6 „Osteuropäische Metropolen im Vergleich“. Die „Boomtown Warschau“ erstrahlt wortwörtlich auf dem Titelbild in neuem Glanz; ähnlich wohlwollend stellt T. Prag und Bratislava, selbst Kyiv, dar. Jedoch haben urbane Zentren die Provinz in den letzten zwanzig Jahren abgehängt: Dies führte zu herablassenden, aber bezeichnenden Begriffen wie der „Polska B“ für die strukturschwachen ländlichen Regionen Polens oder den „Crapathians“ (angelehnt an engl. *crap* für „Mist“) für die rückständigen Karpaten, die deutschen Lesern kaum geläufig sein dürften.

Allerdings gibt es unter den Hauptstädten nicht nur Gewinner: Obwohl T. eigentlich ein „Berlin-Bashing“ ablehnt, schneidet die deutsche Hauptstadt bei ihm besonders schlecht ab. Trotz berechtigter Kritik mag dies einige irritieren. Immerhin ist Berlin eines der beliebtesten Ziele für Erasmus-Studierende. Wien mehr Offenheit gegenüber Osteuropäern – einst Händler, heute Pfleger/innen – zuzuschreiben, erscheint großzügig. Wiens Schickeria ist nicht für ihre Zuneigung gegenüber den osteuropäischen Nachbarn bekannt. Auch Jörg Haider war kein reines Randphänomen, ganz zu schweigen von der nicht enden wollenden Diskussion um ausländische (deutsche) Studierendenquoten.

Ein neues Konzept stellt T. in Kap. 9 vor: die Kotransformation.³ Der Westen blieb, wenn auch verspätet, nicht von neoliberalen Reformen verschont, wie die vereinte Bundesrepublik beweist. Die Währungsunion sei finanzpolitischer Unsinn gewesen, aber vom Einheitskanzler Helmut Kohl so gewollt. Zur Kompensation nahm man den deutschen Wohlfahrtsstaat auseinander. Noch 1999 galt Deutschland als „kranker Mann Europas“. ⁴ Paradoxerweise war es die rot-grüne Regierung von Gerhard Schröder, die *das Vorzeigepaket neoliberaler Reformen*, die „Agenda 2010“, verabschiedete. Ohne diesen Zusammenhang sei Angela Merkels Krisenmanagement heute nicht zu verstehen.

T. wurde kritisiert, dass er nicht, wie der Titel suggeriert, ganz Europa untersucht.⁵ Dafür spielen die Ukraine und Russland eine essenzielle Rolle. Wem das oder die zahlreichen Verweise auf England, Frankreich und Skandinavien nicht reichen, sollte in Kap. 8

² T. beruft sich auf STEPHEN KOTKIN: *Armageddon Averted. The Soviet Collapse 1970-2000*, Oxford 2008; DERS., JAN GROSS: *Uncivil Society. 1989 and the Implosion of the Communist Establishment*, New York 2009; GYÖRGY DALOS: *Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa*, München 2009.

³ Hierzu auch PHILIPP THER: *Der Preis der Einheit*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 29.06.2015.

⁴ *The Sick Man of the Euro*, in: *The Economist* vom 03.06.1999, URL: <http://www.economist.com/node/209559> (18.05.2016).

⁵ KIM CHRISTIAN PRIEMEL: *Mit dem Sonderzug am Abgrund entlang*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 12.03.2014.

Genugtuung finden: „Der Süden als neuer Osten“ zeigt, wie sich neoliberale Reformen und der Abbau des Sozialstaats wie einst in Osteuropa in Griechenland, Spanien, Portugal und Italien auswirken. Viele Fehler der Transformationen seien in den letzten Jahren, so der Autor, in den Mittelmeerländern wiederholt worden.

T.s Meinung zur Interdependenz von neoliberalen Reformen und sozialer Ungerechtigkeit variiert. Gender wird – wenn auch zum ausdrücklichen Bedauern des Autors – auf knapp einer Seite abgehandelt (S. 354). Dabei stellt er selbst fest, dass die Transformationen besonders Frauen hart getroffen haben. T.s Bewunderung für seine „Helden“ (S. 16) – Freunde, Kollegen, Studierende sowie Unbekannte –, ihr Leistungspotenzial und Schaffenswille, ehrt ihn. Etwas zu kurz kommt das reale menschliche Leid: Anpassungsfähigkeit und Mobilität kann nicht von allen Generationen erbracht werden. Abgesehen von Berlin finden Vorteilsnahme und Ausbeutung in Osteuropa durch *westliche* Unternehmen vor und nach 1989 kaum Erwähnung. Die Populisten, Nationalisten und Europagegner, die heute die Oberhand haben, tauchen nur flüchtig auf. Dabei stellen sie die Prämisse des Washington Consensus in Frage: die Untrennbarkeit von Kapitalismus und Demokratie.

T. stellt eine längst überfällige, ambitionierte und umfangreiche Studie vor. Zu Recht erhielt er 2014 den Leipziger Buchpreis in der Kategorie Sachbuch. Unter Historikern hat sich bisher nur Pádraic Kenney kurz, aber kritisch mit den Veränderungen Osteuropas auseinandergesetzt.⁶ Jedoch ist dies erst der Beginn der dringend notwendigen zeitgeschichtlichen Aufarbeitung. Wer heute mitreden will, sollte dieses Buch (zumindest teilweise) gelesen haben. Spannend wird sein, wie T. sein Buch für englischsprachige Leser überarbeitet: Ende 2016 soll es bei der Princeton University Press erscheinen.

Marburg

Victoria Harms

⁶ PADRAIC KENNEY: *The Burdens of Freedom. Eastern Europe Since 1989*, London 2006.

Anzeigen

Ireland and the Czech Lands. Contacts and Comparisons in History and Culture. Hrsg. von Gerald Power und Ondřej Pílný. (*Reimagining Ireland*, Bd. 49.) Lang, Oxford u. a. 2014. VIII, 235 S., Ill. ISBN 978-3-0343-1701-6. (€ 53,50.) – This edited volume is a most successful summary of the complex knowledge and research on relations between Ireland and the Czech lands and the interesting question of how they influence on each other. The project was conducted by the staff of the Centre for Irish Studies at Charles University in Prague. Its long-term and detailed conception is demonstrated by the database of publications on the Czech, Slovak and Irish peoples. In the comprehensive editors' introduction, the project's goals are defined, followed by comments on each chapter, providing a wide-ranging comparison of several key periods and milestones in the history of the two countries. Some historical phenomena, such as the role of Christianity and the Roman Catholic Church, the era of national renaissance, and the permanent threats from dominant neighbouring powers, were fundamental formative elements in the mentality and culture of both nations. Nine specialized studies follow. Some compare various analogical features or processes while others concentrate on the reception of Irish culture by Czechs from the period from the Enlightenment until the second half of the 20th century. The most distinctive traces of an Irish presence in the Czech lands were undoubtedly left behind by the Irish Franciscans in medieval Prague and, in the early modern period and in 19th century, by several aristocratic families of Irish origin who settled in Bohemia, some of whom had careers in the army, in the bureaucracy, and in the political structure of the Austrian monarchy. Naturally, a single volume cannot cover every aspect of bilateral relations. Early medieval Irish-Scottish Christian missions to Central Europe may not have been included because several original studies have been published on this theme. Yet the Cold War period deserves a more thorough comparative approach. It may be that the educated elites in the mostly Roman Catholic Irish society were outraged by the direct attack which the atheist Communist regime in Prague made on the Catholic Church in Czechoslovakia. The forced secularization of society from 1948-1989 led to

a degree of liberalization of family values on issues such as abortion, the decriminalization of homosexuality, and divorce. In Ireland, in contrast, public attitudes to these sensitive issues only changed at the beginning of 21st century. A brief reference should have been made to the visit of Cardinal Josef Beran to Ireland in the second half of the 1960s. It may be assumed that this was not merely a formal courtesy visit but a discussion with the Irish Catholic hierarchy about the outcome of the Second Vatican Council. The dramatic developments in the north of Ireland, in particular in Ulster, were closely followed in Czechoslovakia in the 1970s and 1980s. The Communist regime exploited the tragic death of Robert Sands in a propaganda campaign against Margaret Thatcher's conservative government, and supported IRA actions against the London government in various other ways. In conclusion, it can be said that this team has made a major contribution to the understanding of relations between two small European nations. Despite the geographical distance between the two countries and numerous other historical differences, they had surprisingly much in common.

Olomouc

Karel Konečný

Adolf Kardinal Bertram (1859-1945). Leben und Wirken. Hrsg. von Thomas Scharf-Wrede. (Quellen und Studien zur Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim, Bd. 9.) Schnell & Steiner u. a. Regensburg 2014. 239 S., Ill. ISBN 978-3-7954-2954-6. (€ 29,95.) – Der Titel der Publikation ließe auf den ersten Blick vermuten, dass eine weitere (Teil-)Biografie Kardinal Bertrams vorgelegt wurde. Das ist allerdings nicht der Fall, denn der vorliegende Band enthält 15 Einzelbeiträge von deutschen und polnischen Autoren zu unterschiedlichen Aspekten aus dem Leben und Wirken Bertrams in Hildesheim und Breslau. Anlass war eine 2009 in Hildesheim abgehaltene Tagung zu dessen 150. Geburtstag. Aus der Perspektive der Ostmitteleuropaforschung erbringen einzelne Beiträge interessante neue Erkenntnisse und ermöglichen in einzelnen Punkten eine differenziertere Bewertung des kirchenpolitischen Wirkens Bertrams. Insbesondere der Einbezug bisher nicht ausgewerteter vatikanischer Quellen erlaubt eine Revision des in der Historiografie häufig verzerrten Bildes der Persönlichkeit Bertrams und zeigt Forschungslücken auf. Das betrifft z. B. die Rolle und den Einfluss Bertrams in Hinblick auf die Oberschlesienfrage, und zwar sowohl unmittelbar nach der Volksabstimmung von 1921 als auch während der nationalsozialistischen Besatzung 1939-1945. Die Spannungen zwischen Bertram und Nuntius Achille Ratti (dem späteren Papst Pius XI.), der als Apostolischer Oberkommissar in den Abstimmungsgebieten die Geistlichkeit beaufsichtigte, und der daraus resultierende Bruch in den Beziehungen zwischen den beiden Kirchenfürsten lassen sich dank der Auswertung der im vatikanischen Archiv aufbewahrten kirchlichen Korrespondenz detaillierter nachverfolgen (Beitrag von Sascha Hinkel). Viel besser verstand sich Bertram mit Nuntius Eugenio Pacelli (dem späteren Papst Pius XII.), obwohl ihr Verhältnis zueinander keinesfalls harmonisch war, was sich gerade bei den Konkordatsverhandlungen mit Preußen 1929 zeigte (Beitrag von Johannes Dambacher). Joachim Kurovka und Maik Schmerbauch setzen sich kritisch mit der bisher nicht selten einseitigen Sicht der Forschung in Hinblick auf die sog. „Eingabepolitik“ Bertrams (in politischen Fragen versendete Bertram Schriftsätze an die deutschen Behörden, öffentlich jedoch schwieger) und dessen Beziehung zur Diözese Kattowitz nach 1939 auseinander. Der Vorwurf, Bertram habe die deutschen Behörden mehr oder weniger offen darin unterstützt, die Diözese Kattowitz der Breslauer Jurisdiktion zu unterstellen und damit faktisch aufzuheben, ist haltlos. Tatsächlich agierte Bertram tatkräftig im Hintergrund und konnte letztendlich verhindern, dass sich die Lage in Oberschlesien wie im Warthegau, das einer brutalen Germanisierung unterzogen wurde und zu einem Musterbeispiel künftiger deutscher Ostsiedlung werden sollte, entwickelte. Sehr aufschlussreich sind im gesamtdeutschen Kontext die Forschungsergebnisse von Michael Hirschfeld, der das Zusammenwirken von Staat und Kirche bei den Bischofswahlen im Deutschen Reich im späten 19. und frühen 20. Jh. untersucht. Dass Bertram seine Wahl zum Bischof von Hildesheim seinem Mentor und „väterlichen Freund“ (S. 71), Georg Kardinal Kopp, wegen seiner staatsstreuen Einstellung und dem gemeinsamen Wirken in Hildesheim verdankte, ist allgemein bekannt. Spätestens bei der Nachbesetzung des vakanten erzbischöflichen Stuhles in Köln 1912 waren die Beziehungen zwischen Bertram und Kopp aber zerrüttet. Grund dafür waren innerkirchliche Differenzen, da Bertram in der Gewerkschaftsfrage eine interkonfessionelle Organisation der katholischen Arbeiter befürwortete, was

Kopp vehement ablehnte. Kopp intervenierte persönlich beim Heiligen Stuhl, um die aussichtsreiche Kandidatur Bertrams zu verhindern. Der Tod Kopps zwei Jahre später machte den weiteren Aufstieg Bertrams erst möglich. Die vorliegende Publikation zeigt auf, dass die Bertram-Forschung noch voller Desiderata steckt und die Bertram-Rezeption aufgrund neuer Quellenlage noch in mancher Hinsicht revidiert werden kann.

Berlin

Gregor Ploch

Johannes Sachslehner: Zwei Millionen ham'ma erledigt. Odilo Globocnik. Hitlers Manager des Todes. Styria Premium. Wien u. a. 2014. 367 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-222-13449-4. (€ 24,99.) – Seit Stanislaw Piotrowskis nur auf Polnisch erschienener Studie zur Rolle Odilo Globocniks bei der Finanzierung des Holocausts im Generalgouvernement sind mehrere Skizzen zur Person und Biografie des vor allem als Lubliner SS- und Polizeiführer bekannten Kärntners erschienen.¹ Nun legt der österreichische Autor und Verlagslektor, studierte Historiker und Germanist Johannes Sachslehner eine weitere Biografie Globocniks vor, die sich an ein breites Publikum richtet. Das Ergebnis hinterlässt jedoch einen äußerst zwiespältigen Eindruck. S. zeichnet das Leben Globocniks von dessen Kindheit und Jugend in Kärnten, über dessen Rolle beim „Anschluss“ Österreichs und als Gauleiter von Wien 1938/39 bis hin zu seinen Verbrechen als Höherer SS- und Polizeiführer in Triest ab 1943 nach. Auftakt und Ende des Buches bilden das unmittelbar nach der Bestattung von der britischen Armee eingeebnete Grab Globocniks auf einer Kärntner Wiese und dessen Selbstmord im Mai 1945. Den größten Teil des Buches nimmt jedoch die Schilderung der „Aktion Reinhardt“ und der Vertreibung der polnischen Bevölkerung aus der Region Zamość ein, in denen die Person Globocnik freilich aufgrund des fast vollständigen Fehlens persönlicher Dokumente – ein Problem für den Biografen, von dem der Leser von S.s Buch jedoch nichts erfährt – in den Hintergrund tritt. S.s Darstellung liest sich dabei durchweg gut und vor allem in den Anfangskapiteln fast wie ein spannender Roman. Dem Vf. gelingt es trotz der Quellenproblematik, die Balance zwischen der Person Globocniks und dessen Privatleben sowie seiner (Un)Taten zu halten. Doch liegt in der sprachlichen Präsentation auch das größte Problem des Buches. Da ist zunächst der Duktus: Der Vf. bedient sich bei der Schilderung der „Aktion Reinhardt“ und der Zamojszczyzna eines zynisch-ironischen Tonfalls, der zwar unterhaltsam ist, aber unangemessen erscheint. Indiskutabel ist S.s zwischen den Zeilen mitschwingende anfängliche Sympathie für Globocnik, die freilich im Laufe des Buches verfliegt; auch wenn die weitere Entwicklung der Biografie Globocniks in seiner Jugend noch offen war, ist es vor dem Hintergrund seiner Verbrechen nach 1938/39 nicht verständlich, warum S. etwa zum nicht nachweisbaren Einsatz des 15-Jährigen im Ersten Weltkrieg schreibt: „Er will etwas bewegen und engagiert sich“ (S. 26). Auch die in den Anfangskapiteln häufig vorkommende Bezeichnung Globocniks mit seinem Vornamen oder seinem Spitznamen „Globus“, die praktisch im ganzen Buch auftaucht, erscheint vor dem Hintergrund der Verbrechen Globocniks nicht angebracht. Hinzu kommt, dass S. geradezu inflationär Anführungsstriche gebraucht, aber – von Hinweisen bei Zitaten aus der Literatur abgesehen, die in den hinteren Kapiteln teilweise ganze Seiten füllen – auf einen Anmerkungsapparat verzichtet. Dies ist umso bedauerlicher, als der Vf. dem Quellen- und Literaturverzeichnis zufolge eine zeit-, arbeits- und reiseintensive Recherchetätigkeit auf sich genommen hat. Als Fazit bleibt festzuhalten, dass S. eine gut lesbare Biografie eines Schreibtischtäters geschrieben hat, die jedoch aufgrund der genannten Mängel kaum uneingeschränkt zu empfehlen ist.

Wien

Maximilian Becker

¹ STANISŁAW PIOTROWSKI: *Misja Odyla Globocnika. Sprawozdania o wynikach finansowych zagłady Żydów w Polsce* [Die Mission Odilo Globocniks. Berichte über die finanziellen Ergebnisse der Vernichtung der Juden in Polen], Warszawa 1949; JOSEPH POPRZECZNY: *Odilo Globocnik. Hitler's Man in the East*, Jefferson/NC 2004; SIEGFRIED J. PUCHER: „... in der Bewegung führend tätig“. *Odilo Globočnik – Kämpfer für den „Anschluss“, Vollstrecker des Holocaust*, Klagenfurt 1997; BERNDT RIEGER: *Creator of Nazi Death Camps. The Life of Odilo Globocnik*, London 2007.

Deutschland und das Protektorat Böhmen und Mähren. Aus den deutschen diplomatischen Akten von 1939 bis 1945. Hrsg. von Gerald Mund. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 127.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen – Bristol/CT 2014. VIII, 689 S., Ill. ISBN 978-3-525-37305-7. (€ 79,99.) – Das Collegium Carolinum hat in den 1980er Jahren vier Bände mit Berichten der deutschen Gesandtschaft in Prag aus der Zwischenkriegszeit herausgegeben. Daran schließt die hier zu besprechende Quellensammlung in gewisser Weise an. Allerdings stehen nun nicht mehr die Zeugnisse der bilateralen Beziehungen zweier souveräner Staaten im Mittelpunkt des editorischen Interesses, sondern es geht um diplomatisches Schriftgut aus den besetzten böhmischen Ländern. Zusammengetragen hat der Hrsg. Gerald Mund 446 Dokumente, die überwiegend aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes stammen, ergänzt um einen kleineren Teil aus dem Tschechischen Nationalarchiv in Prag. Die Überlieferungsdichte nimmt dabei von Jahr zu Jahr ab: Während das Jahr 1939 mit 208 Dokumenten vertreten ist und das folgende mit 132, entfallen auf die drei Jahre 1942 bis 1944 nur noch 33 Quellen insgesamt. Darin dürfte sich der Bedeutungsverlust des Auswärtigen Amtes nach der Machtübernahme Reinhard Heydrichs im September 1941 widerspiegeln. Allerdings zeigt ein genauer Blick auf die hier versammelten Berichte und Schreiben, dass die Auswahl auch für die frühen Jahre durchaus kleinteilig erfolgt ist. So sind Reaktionen auf die Übernahme der tschechoslowakischen Missionen im Ausland im Jahre 1939 detailliert dokumentiert und auch Berichte über die Haltung verschiedenen nationaler Öffentlichkeiten aufgenommen worden. So lernen wir etwa, dass „die Machtergreifung durch Deutschland in der ehemaligen Tschechei [sic!] [...] in Ägypten ruhig aufgenommen worden“ sei. „Leitende Regierungskreise“ hatten dem deutschen Gesandten in Kairo gegenüber vermutet, „dass wir zur Zeit wohl ‚sehr viel Arbeit‘ hätten“, während in breiten Kreisen der Bevölkerung „diese Dinge mit der Achtung, die der Orientale vor jeder Art von Machtentfaltung“ habe, aufgenommen worden seien (S. 104). Hinzu treten wichtige Quellen für die klassische Diplomatiegeschichte, wie etwa die Proklamation Adolf Hitlers über die Rechtsstellung des Protektorats (Dok. 1) oder die Ernennung Konstantin von Neuraths zum Reichsprotektor und Karl Hermann Franks zum Staatssekretär (Dok. 67). In der Auswahl spiegelt sich das Anliegen des Hrsg. wider, vor allem politische Dokumente zu edieren sowie solche, „die über die Arbeit und Methoden des Auswärtigen Amtes Kenntnis geben“ (S. 15). Im Ergebnis finden sich dadurch hier viele Quellen versammelt, die von der einschlägigen Literatur bereits ausgewertet worden sind. Man hätte sich daher eine stärkere Reflexion über den Stellenwert von Außenpolitik und die Handlungsspielräume eines Außenamtes angesichts von Rahmenbedingungen gewünscht, die eben nicht durch die Interaktion des Personals zweier souveräner Staaten gekennzeichnet waren, sondern dadurch, dass es sich bei dem Protektorat Böhmen und Mähren um ein vom Deutschen Reich besetztes Gebiet handelte. Gerade der Besatzungsalltag ist im Gegensatz zu den diplomatischen Beziehungen jedoch noch weniger erforscht und auch kaum dokumentiert. Abschließend sei noch die sehr sorgfältige Kommentierung der hier versammelten Quellen festgehalten. Auch verfügt der Band über ein Register mit Lebensdaten der einleitend genannten zentralen Akteure des Auswärtigen Amtes und ein Ortsregister mit tschechischer Konkordanz.

Wuppertal

Tatjana Tönsmeier

Volker Koop: Rudolf Höß. Der Kommandant von Auschwitz. Böhlau. Köln u. a. 2014. 338 S., Ill. ISBN 978-3-412-22353-3. (€ 24,90.) – Obwohl Rudolf Höß ganz und gar keine schillernde Figur war, widmen sich unterschiedliche Werke seinem Leben und Wirken und vor allem seiner Motivation als NS-Täter. Robert Merle machte ihn bereits 1952 zur Hauptfigur des Romans *La mort est mon métier*, auf dem der Spielfilm *Aus einem deutschen Leben* beruht. In Studien über die Täter im Nationalsozialismus setzten sich unter anderem Tom Segev (1992) und Harald Welzer (1993) mit Höß auseinander; Manfred Deselaers legte 1997 eine Biografie vor. Höß interessiert aus zwei Gründen. Erstens kommandierte er von Mai 1940 bis November 1943 das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, dessen Name mittlerweile zum Synonym für den Holocaust geworden ist. Zweitens war Höß einer der wenigen Täter, die bald nach dem Krieg gefasst wurden und während der Haft bereitwillig Auskunft über Tätig-

keiten und Kenntnisse gaben – Höß hinterließ zudem ausführliche autobiografische Aufzeichnungen (1958). Die populärwissenschaftliche Höß-Biografie des Publizisten Volker Koop verspricht nun „zahlreiche neue Akzente und Korrekturen“ bisheriger Forschung (S. 14), setzt sich mit dieser aber kaum auseinander. Neues bringt K. vor allem, wenn es um Höß' Vorkriegskarriere im Freikorps Roßbach und bei den „Artamanen“ geht, wo er auch Heinrich Himmler kennenlernte. K. beschreibt Höß überzeugend als Verwaltungsbeamten ohne Führungsqualitäten, der im Vergleich zu seinen „ehemaligen Kampfgenossen“ eine eher magere Karriere machte, was ihm selbst wohl schmerzlich bewusst war (S. 58). Der Autor charakterisiert Höß zwar als überzeugten Nationalsozialisten und gehorsamen Befehlsempfänger, aber keinesfalls als Sadisten: „Freude gemacht hat ihm allenfalls, dass er seine ‚Arbeit‘ ordentlich erledigte“ (S. 281). Andererseits empört er sich über Höß' Selbstdarstellung als Befehlsempfänger, „Rad im Getriebe“ und beliebigen SS-Mann (u. a. S. 71). Diese Dissonanz bewegt sich im Diskurs über den Charakter von Täterschaft, welchen Hannah Arendt mit ihrer Berichterstattung über den Eichmann-Prozess 1961 eröffnete. Teils thematisch, teils chronologisch organisiert folgt die Erzählung keinem erkennbaren Konzept. K. zitiert lange Passagen aus Primärquellen, ohne sie quellenkritisch zu kommentieren und einzuordnen. Er gelangt manchmal zu schwer nachvollziehbaren Schlussfolgerungen, kommt vom Thema ab oder verliert sich in Details. Die Leser/innen sind mit einer mitunter verwirrenden Masse von Informationen konfrontiert und selbst gefordert, diese zu ordnen. Es wäre dem Verständnis dienlich gewesen, wenn sich K. an einer Fragestellung oder einem strukturierenden Erkenntnisinteresse orientiert hätte. Die einzige Frage, auf die der Autor immer wieder zurückkommt, ist die nach der Glaubwürdigkeit von Höß, die er durch das kontinuierliche Aufzeigen von Irrtümern und Falschaussagen in Frage stellt. An diesem Unternehmen verwundert dreierlei: Erstens ist es nicht überraschend, wenn ein inhaftierter Täter lügt. Zweitens haben bereits mehr Autor/inn/en Höß widerlegt, u. a. Karin Orth (1997), worauf K. nicht eingeht. Schließlich erstaunt, dass K. Höß immer wieder ausführlich zitiert. Bereits im Vorwort hebt der Autor die erstmalige Veröffentlichung zahlreicher von Höß verfasster Beschreibungen seiner Mitstreiter als Errungenschaft der Publikation hervor. Tatsächlich nimmt der vor allem aus unkommentierten Zitaten bestehende Teil „Höß und seine Mittäter“ knapp 100 Seiten ein. Welchen Sinn macht es, den Ansichten eines Nazi-Täters so viel Platz einzuräumen, zumal wenn man ihn für unglaubwürdig hält und seine Aussagen für Versuche, sich auf Kosten anderer „rein zu waschen“ (S. 14)?

Uppsala

Imke Hansen

Łódź Ghetto – Litzmannstadt Getto 1940-1944. Hrsg. von Julian Baranowski und Sławomir M. Nowinowski. (Institute of National Remembrance, Public Education Office Branch in Łódź, Bd. 34.) Instytut Pamięci Narodowej – Archiwum Państwowe w Łodzi. Łódź 2014. 287 S., zahlr. Ill. ISBN 978-83-63695-12-5. (PLN 93,50.) – Der großformatige, 268 Aufnahmen umfassende Bildband über das nationalsozialistische Judengetto in Łódź thematisiert einmal mehr die Judenverfolgung in der zweitgrößten Stadt Polens unter der deutschen Besatzung. Schon der einführende Abriss zur Geschichte von Sławomir M. Nowinowski, Adam Sitarek, Michał Trębacz und Ewa Wiatr ist mit zeitgenössischen Fotos unterschiedlicher Provenienz illustriert, die u. a. den Beständen des Instituts für die Nationale Erinnerung (Instytut Pamięci Narodowej), dem Staatsarchiv Łódź und dem United States Holocaust Memorial Museum entnommen sind (S. 6-40). Dem folgen, nach Jahren geordnet, zum großen Teil ganzseitige Fotos, denen manchmal Zitate aus Erinnerungen von Getto-Bewohnern, der Getto-Enzyklopädie und der Chronik des Gettos zugeordnet werden. Sie greifen zahlreiche Aspekte des Daseins in dem Zwangswohnviertel auf, das die deutsche Besatzungsverwaltung im Jahr 1940 für annähernd 200 000 Menschen einrichtete und vom übrigen Stadtgebiet streng absperrte. Immer neue Transporte von aus anderen Orten des Deutschen Reiches vertriebenen Juden musste das stets unterversorgte Getto aufnehmen. Mit dem sich daraus ergebenden Elend fertig zu werden, blieb einer internen Selbstverwaltung überlassen. All dies sollte in den deutschen Plänen aber nur ein Übergangsstadium sein. Im Dezember 1941 wurde das Vernichtungslager in Kulmhof (Chełmno) fertiggestellt. Durch mehrere Deportationswellen dorthin wurden von 1942 an die Getto-Insassen dezimiert. Aber auch an den alltäglichen Lebensbedingungen starben unterdessen mehrere zehntausend Menschen im Getto selbst. Im Sommer 1944 deportierten die deutschen Besatzer

vor ihrem Rückzug nach Westen die bis dahin noch Verbliebenen nach Kulmhof und nach Auschwitz. Die Betitelung und Herkunft der Aufnahmen ist einer Liste zu entnehmen. Zu verdanken sind sie vier Fotografen, darunter dem Österreicher Walter Genewein (1901-1974), der sich beruflich an der Ausplünderung der Getto-Insassen beteiligte: Der Amateurfotograf und Leiter der Finanzabteilung der deutschen Gettoverwaltung fertigte in den Jahren 1940-1944 in amtlichem Auftrag hunderte von Farbdias im Getto an. Dabei lichtete er auch Angehörige der Besatzungsverwaltung ab. Drei der Fotografen waren im Auftrag der jüdischen Getto-Verwaltung tätig, und Biogramme zu diesen jüdischen Fotografen – Mendel Grossman (1913-1945), Lajb Maliniak (1908-?) und Henryk Ross (1910-1991) – runden den Band ab. Das von Katarzyna Gucio aus dem Polnischen ins Englische übersetzte Werk stellt insgesamt einen gelungenen Beitrag zur Alltags- und Fotogeschichte des Litzmannstädter Gettos dar. Die stets beeindruckenden fotografischen Dokumente können zugleich als ein Denkmal für die Ermordeten gelten, wenn gleich sich die hier Abgebildeten nicht immer individuellen Namen zuordnen lassen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Reinhard Schmutzer: Deportation und Zwangsarbeit der deutschen Einwohner des Kreises Mies/ČSR nach Kriegsende. Eine Regionalstudie. Heimatkreis Mies-Pilsen e. V. Dinkelsbühl 2013. 98 S., Ill. ISBN 978-3-9815033-5-7. (€ 12,-.) – Die Vertreibung der deutschen Minderheit aus der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg ist, nicht zuletzt aufgrund bis heute nicht gelöster Restitutions- und Entschädigungsfragen, ein in Geschichtswissenschaft wie Politik noch immer sehr kontrovers diskutiertes Thema. Die vorliegende Studie von Reinhard Schmutzer beschäftigt sich in diesem Themenkomplex aber mit einem nur selten zur Sprache kommenden Aspekt – der „Zwangsarbeit“ von Sudetendeutschen vor bzw. im Zuge ihrer Aussiedlung. Der Vf. greift sich dafür exemplarisch das Schicksal von Sudetendeutschen des Kreises Mies (Střibro) heraus. Die vorliegende Publikation ist ein Auszug aus einer fertiggestellten, aber nicht angenommenen Dissertation des Vf. Für diese Arbeit stützte er sich fast ausschließlich auf rund 680 Augenzeugenberichte Betroffener. Für die einleitende Definition des von ihm verwendeten Terminus „Zwangsarbeit“ nimmt er starke Anleihen an Forschungen zur NS-Zwangsarbeit und greift zwei für ihn zentrale Indikatoren für „Zwang“ heraus: keine freie Arbeitswahl und erzwungener Ortswechsel. Zudem stellt er zahlreiche Verbindungen zwischen den beiden Phänomenen her, etwa über aus der NS-Zeit stammende und nach 1945 weiterverwendete Lager (S. 5 f.). Nach kurzer Erläuterung der politischen und juristischen Grundlagen widmet sich Sch. der Darstellung des Arbeitseinsatzes der Deutschen aus Mies selbst. Diesen teilt er in zwei Phasen ein: in die Zeit vor und nach dem Beginn den Vertreibungen. Bei der Darstellung stützt er sich vor allem auf die Wiedergabe von Passagen aus den verwendeten Interviews. Die Kompilierung der Einzelfälle ist in sich schlüssig und detailreich. Ein ausführlicheres Kommentieren, Analysieren und Kontextualisieren der gesammelten Aussagen wäre zweifellos erstrebenswert gewesen, allein aus Gründen der auch vom Autor aufgeworfenen Frage nach der Objektivität der Quellen. Bei der breiten Analyse der Lebensumstände während des Arbeitseinsatzes führt S. sowohl positive wie negative Schilderungen an, lässt aber keinen Zweifel daran, dass die negativen klar überwogen. Dabei kristallisieren sich einige Kernthesen des Vf. heraus: So wertet er etwa die Zwangsarbeit der deutschen Minderheit als nicht unwesentlichen Faktor dafür, dass die später beginnende Vertreibung auf relativ wenig Widerstand stieß, es habe sich dadurch kein organisierter Widerstand gegen das Vorgehen bilden können. Zudem habe der Arbeitseinsatz nicht nur der Terrorisierung und Demütigung Deutscher gedient, sondern sei auch wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Nachkriegs-ČSR gefolgt. Und für die oftmals schlechte Behandlung seien sowohl der Staat als auch die tschechische Bevölkerung verantwortlich zu machen: Der Staat habe den Rahmen dafür geschaffen und die tschechische Bevölkerung aus ihren Erfahrungen während der NS-Zeit heraus die meisten gewalttätigen Übergriffe und Misshandlungen zu verantworten. Der Autor nennt diese Situation durchaus treffend „direkte Gewalt unter staatlicher Aufsicht“ (S. 55). Sch. schließt die Publikation mit einem sehr interessanten Anhang, der auf 22 Seiten bisher unveröffentlichte Zeitzeugenberichte und Briefe von Betroffenen enthält. Von besonderem Interesse sind auch die drei angeschlossenen Karten zu Transportrouten und Einsatzgebieten der Mieser Bevölkerung im Zuge der Arbeitspflicht. Alles in allem können einige methodische Unschärfen und inhaltliche Mängel aber

nichts daran ändern, dass die Publikation insgesamt einen interessanten und variantenreichen Einblick in den Arbeitseinsatz der deutschen Minderheit im Zuge der Vertreibungen in der ČSR bietet und Ansätze für zahlreiche weitere Forschungen bietet.

Graz

Dieter Bacher

The Oxford History of Communism. Hrsg. von Stephen A. Smith. Oxford Univ. Press. Oxford 2014. XIII, 658 S. ISBN 978-0-19-960205-6. (£ 95,-) – Der Historiker Pavel Kolář bemerkt in seinem Artikel über den Kommunismus in Osteuropa, dass wohl kaum eine andere Region im historischen Gedächtnis so eng mit diesem Herrschaftssystem verknüpft gewesen sei (S. 203). Insofern ist osteuropäische Geschichte des 20. Jh. zugleich auch die Geschichte des Kommunismus an der Macht – vom Petrograder Oktober 1917 über die Sowjetisierung Ostmitteleuropas nach 1939/44 bis zum Umbruch von 1989 und dem Zusammenbruch der UdSSR Ende 1991. Doch der Kommunismus erschöpfte sich nicht in seiner osteuropäischen Dimension. Das vorliegende Handbuch zeigt die vielfältigen Dimensionen kommunistischer Macht in der Moderne: von der Ideologie über entscheidende Zäsuren des 20. Jh. bis hin zur ökonomischen und kulturellen Dimension des „großen Experiments“, das in noch größeren Katastrophen mündete und das gerade deshalb aus der modernen Geschichte nicht wegzudenken ist. Dem Hrsg. ist es gelungen, eine Vielzahl prominenter Autoren – überwiegend aus dem angelsächsischen Raum – zu gewinnen, die zahlreiche Aspekte der Kommunismusgeschichte beleuchten. Wegen des globalen Ansatzes dieses Handbuchs spielt Osteuropa nur eine nachgeordnete Rolle. Dennoch eignen sich die Artikel dafür, sich einen konzisen Überblick zu verschaffen. Insbesondere Studierenden kann das Buch als Einstieg dienen. Mithilfe der aufgelisteten weiterführenden Literatur lässt sich das Handbuch auch als Ausgangspunkt zum tieferen Studium einzelner Themen verwenden. Insgesamt erfüllt der Band den Anspruch, zugleich Einblick in und Überblick über die Geschichte der kommunistischen Bewegung und Diktatur zu sein. Dass sich Osteuropahistoriker mehr über ihre eigene Region wünschen würden, bleibt aus dieser Perspektive einer Fußnote in der globalen Geschichte des Kommunismus.

Potsdam – Berlin

Jan C. Behrends